Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 15 (1929)
Heft: 52

Anhang: Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1929

XV. Jahrgang

Gedruckt im Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis der „Lehrerin" 1929

Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Die Missionärin der Gottesliebe. Von B. S. 1.

Frauen des christlichen Altertums. Von Adele Eggenschwiler. S. 2, 12, 19.

Was wird aus ihnen (den Allzuvielen)? Von H....r. S. 3, 9.

Einige Gedanken zur Forderung des Frauenstimmrechts. Von H. v. A. und H....r S. 5, 14.

Mehr Frau! mehr Poesie! Von Olga Brand. S. 7.

Kindertagebücher. Von J. M. S. 11.

Wie Franz die Ostern machte. Von J. M. S. 17, 24.

Mutterschaft und Mütterlichkeit. Von P. R. S. S. 21.

Kindertränen. Von E. Müller. S. 26.

Liturgische Exerzitien. Von E. W. S. 29.

Ueber Bedingungen des frohen Schaffens. Von Dr. Alb. Mühlebach. S. 34.

Was Bruno uns lehrt. Von Marie Keiser. S. 35.

Sassa. Von M. M. S. 35.

Gedanken über Kultur. Von Dr. Alb. Mühlebach. S. 37.

Passivität als Wirkungsform. Von Olga Brand. S. 39.

Meine Jugenderinnerungen an das gute Buch. Von Sabine Hänggi. S. 41.

Ein Brülisauermorgen. Von J. M. S. 43.

Die katholische Lehrerin an der Kulturfront. Von Dr. Alb. Mühlebach. S. 46, 53, 61.

Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten? V. H. Scherrer. S. 48, 52, 58, 64.

Streiflichter von der 4. Tagung kath. Lehrerinnen in Zams. Von F. L. L. S. 49.

Zuger-Tagung des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz. Von R. R. S. 56.

Gedichte.

Der Kelch. Von Olga Brand. S. 33.

Ein Kindergruß. Von Olga Brand. S. 37.

Verschiedenes

Totenglöcklein. S. 20, 57.
Exerzitien. S. 13, 33.
Vereinsberichte. S. 16, 43, 60.
Kleinere Nachrichten. S. 28, 32, 39, 46, 52, 60.
Briefkasten. S. 4, 28, 36, 44, 52, 60.

15 Jahrgang Nr. 1 17. Januar 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: „Die Missionärin der Gottesliebe“ — Frauen des christlichen Altertums — Was wird aus ihnen? — Briefkasten.

„Die Missionärin der Gottesliebe“

Gedanken und Erwägungen.

„Lehrerin im wahren Sinne des Wortes heißt Jungfrau, Martyrin und Mutter sein.

Als Jungfrau ist sie den Engeln und Kindern gleich, denn sie ist ein reiner Mensch, der mit stiller und tiefer Freude den Weg der Pflicht geht, ob er sie auch über Steine und Dornen führt. Sie ist ein ungetrübter Gotteshauch; das was das Kind unbewußterweise, ist sie bewußterweise im Herzen. Wer aber versteht ein Kind besser, als wer im Herzen noch selber ein Kind ist? — Martyrin ist sie durch Entsagung und Ueberwindung; sie führt oft ein Leben der Einsamkeit, voll von Enttäuschungen und Schwierigkeiten, die sie aber durch Güte und Liebe siegreich zu überwinden weiß. Wer aber kann ein Kind sicherer und fester leiten, als eine Kampfgeübte und Leiderstarkte? — Der eigentliche Beruf der Frau im gesellschaftlichen Leben ist Mutter sein. Die Lehrerin nun ist eigentlich die geistige Mutter der Kleinen, die unser Heiland zu sich herkommen ließ, um sie in seiner Liebe zu erziehen und zu belehren.“

„Wo finden wir noch echte Fraulichkeit? Selbst bei uns Lehrerinnen siegt oft die törichte Göttin Mode über unser besseres Selbst. Wer aber als Mädchen nicht innerlich und äußerlich züchtig ist, wird es noch viel weniger als Frau sein. Wir wirken oft mehr durch unser Aussehen und Auftreten, als durch unsere Worte und Taten.“

„Christin sein, im wahren Sinne des Wortes, heißt sein wie Christus. Der Christ, die Christin, sind Pilger, denen diese Erde nicht die wahre Heimat sein kann, die also im Leben und im Sterben nichts anderes wollen, als was Christus will, wie Er will, wann Er will, weil er will, und warum Er will. Christ sein heißt, die Sünde um jeden Preis meiden, zu jedem Opfer bereit sein.“

„Eitle Selbstsucht ist vielleicht der tiefinnerste Kern alles menschlichen Elendes. Ueber sich selbst hinauskommen und unabhängig von den Anforderungen des Trieblebens, von Regungen und Stimmungen seinen Weg gehen, das braucht einen eisernen Willen und eine große Härte mit sich selbst. Und doch liegt darin allein die größte seelische Freiheit, die eigentliche Erlösung von der Qual des Ich.“

„Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung müssen gelernt sein, und das übt sich am besten in den täglichen Kleinigkeiten. Denn das Leid ist das Höchste und Vollkommenste, das Kreuz aber die größte Auszeichnung, die uns werden kann.“

„Hast, Ungeduld, Unfriede, Unruhe sind Dinge, die in einer gottgeweihten Seele kein Heimatrecht haben sollen. Sie sind nicht von Gott und führen nicht zu Gott, welcher der Inbegriff der Geduld, des Friedens und der Ruhe ist.“

„Heilig sein heißt nicht notwendig große Taten vollbringen, in Tugendglanz erstrahlen, in Verzückungen schwelgen, ohne Schuld und Fehler sein, keine Kämpfe und Versuchungen zu bestehen haben. Nein! Heilig sein heißt: nichts kennen als Gottes Willen, keine freiwillige Sünde begehen, und den Mut haben, jeden Morgen mit seiner Besserung von neuem anzufangen.“

Diese Einzelgedanken und Erwägungen sind zusammenhanglos einem merkwürdigen Büchlein

entnommen, das zwar bereits 1927 im Verlag der Canisius-Druckerei in Freiburg (Schweiz) erschienen ist, der Rezensentin aber erst kurz vor Neujahr vorgelegt wurde mit dem Bemerken, daß es gerade für Lehrerinnen ein passendes Schriftchen sei, und daß man selten für den geringen Preis von 1 Fr. 20 eine so kräftige Geistesnahrung bekomme. Im Vorworte wird zuerst vom Verlag aus das schwere Schicksal der Verfasserin des Büchleins erzählt, welche dann allerdings im 1. Teil desselben — aber mehr in aphoristischer Weise — ihre Lebensbeschreibung selbst wiedergibt. Der 2. Teil enthält die, in außerordentlich eifriger, ja leidenschaftlicher Art geäußerten „Gedanken und Erwägungen". Annette di Rocca, Lehrerin in Süddeutschland, die laut ihrer Biographie noch jung ist, gießt darin ihr von der Gottesliebe restlos erfaßtes Herz aus. Es sind eigene Gedanken und Anmutungen über innerlich Selbsterrungenes und -erlebtes, nur selten unterbrochen von Zitaten aus der Hl. Schrift. Man fühlt, daß hier ein außergewöhnlicher Eifer für die Sache Gottes und das Seelenheil der Mitmenschen zur Niederschrift gedrängt hat. Alles, was diese junge, durch ein wirklich bitterschweres Leid gegangene Lehrerin in den Neujahrsvorsätzen, und in den 16 Briefen, die den 3. Teil des Büchleins ausmachen, ihren Lesern bietet, trägt den Stempel des Selbstdurchdachten, zum eigenen geistigen Gut Gewordenen ihrer frommen Seele.

Sie will eine stille, kleine Missionärin der heiligen, opfernden, hingebenden Christusliebe sein.

B.

Frauen des christlichen Altertums

Von Adèle Eggenschwiler, Solothurn.

Wie oft hat das liebliche Familienbild zu Bethanien Dichter und Maler angeregt! Die fleißige Marta bedient den göttlichen Meister mit Hingebung und Treue. Maria von Magdala, die große Büßerin, durch des Heilands verstehende und verzeihende Liebe aus der Verirrung emporgehoben, lauscht freudig den Worten des ewigen Lebens. Das schöne Bild ist ein unvergleichliches Symbol. Zwei große Wege stehen der Frau mit dem aufblühenden Christentum offen: das emsig schaffende, praktische und das hohe, vergeistigte, kontemplative Leben. Von den antiken Dichtern, besonders von den römischen Elegikern, waren die körperliche Schönheit der Frau und ihre Jugendreize besungen worden. Die mit Recht vielbewunderte Venus von Milo, die Aphrodite des griechischen Malers Apelles, der ganze fröhliche Schwarm duftiger Nymphen, Dryaden, Grazien und Musen, die in der Phantasie der alten Hellenen lebten, sind eine glänzende Huldigung der sichtbaren, aber vergänglichen weiblichen Anmut. Bei den Juden teilte die rechtmäßige, freie Gattin mit ihrem Gemahl die Autorität über die Kinder, und ihr Platz am Herd war heilig. Aber die Töchter Moabs und Phöniziens waren nahe, und die schrankenlose Polygamie störte den Hausfrieden. Außerhalb der Familie bedeutete die Frau gar nichts. Im Vorhof des Tempels mußte sie mit den Proselyten stehen bleiben und hatte keinen Anteil am heiligen Opfer und auch nicht an den großen Fragen, die Gesellschaft, Kirche und Staat bewegten. Die seelische Tiefe der Frau und die Kraft ihres Geistes verstanden weder Juden noch Heiden. Man vernehme einmal den weisen Pythagoras: „Es gibt ein gutes Prinzip, das die Ordnung, das Licht und den Mann erschaffen hat; es gibt ein böses Prinzip, und das hat das Chaos, die Finsternis und die Frau erschaffen." Selbst der edle Plato konnte in der Frau „wegen der Armut ihres Geistes und der Schwäche ihres Körpers" nur ein untergeordnetes Wesen sehen, und deshalb stimmte er der altindischen Ueberlieferung bei, daß die Seele des Menschen wandern müsse, um seine irdischen Missetaten zu sühnen und zum Frieden zu kommen. Die Seele des Mannes wird bestraft, indem sie zuerst im Körper einer Frau und dann in einem Tier wohnen muß.

Nun begreifen wir, wie neu und groß dieses Bild war: Maria zu Füßen des göttlichen Lehrmeisters oder die Samaritin am Jakobsbrunnen, der sich Jesus zuerst als Messias zu erkennen gab. Auch die Frau darf nun ihre Seele nähren mit dem Himmelsmanna seiner Lehre. Ihr Geist weitet sich, die bisher nicht gekannten oder unterdrückten geistigen und sozialen Fähigkeiten treten machtvoll zu Tag. Das Leben kinderloser und unverheirateter Frauen galt bei den Juden und Heiden als ein verfehltes. Rührend sind die Klagen der griechischen Antigone, daß sie ehelos den dunklen Weg in die Unterwelt gehen soll. Nun finden Frauen, Witwen und Jungfrauen in der jungen Christengemeinde reichste Betätigung aller ihrer besten Kräfte. Die christliche Ehe ist heilig und unauflöslich und verlangt auch vom Manne

den Schwur der Treue. Groß war dieses Geschenk der sozialen und geistigen Befreiung der Frau, aber unermeßlich wie die Gabe war auch ihre Dankbarkeit. Felsenstark war ihr Glaube. Mit der ganzen Glut ihres Herzens liebten die altchristlichen Frauen ihre Religion und schöpften daraus die Kraft, den kaiserlich römischen Gesetzen zu trotzen, zu leiden und glorreich zu sterben. Unzählige altchristliche Frauen übten das stillere aber nicht weniger große Heldentum der Beharrlichkeit. In den ersten christlichen Jahrhunderten ließ die Kirche gemischte Ehen zwischen Christinnen und Heiden zu. Was mochten diese edlen Frauen nicht alles erduldet haben, mit einem Manne zu leben, der ihre heiligen Gefühle nicht teilte und zur Treue nicht verpflichtet war! Aus den Bekenntnissen des hl. Augustinus wissen wir, daß seine Mutter, die hl. Monika, durch ihre langjährige Geduld und Sanftmut den Widerstand ihres heidnischen Gatten Patricius besiegte. Große Tugend finden wir bei den Frauen der Cäsaren, die lange vor den Herrschern Christinnen waren. Christliche Frauen finden wir schon im Palaste des Nero und Domitian. Die Frau des Diokletian, des grausamsten Christenverfolgers, war Christin. Eine leuchtende Frauengestalt und die größte Wohltäterin der altchristlichen Kirche ist die hl. Kaiserin Helena, die Auffinderin des wahren Kreuzes, die der Welt den ersten christlichen Kaiser Konstantin den Großen schenkte. Christinnen waren auch die Gemahlin und Tochter des wilden Maximian. Letztere wurde die weise Gemahlin Konstantins. Zahlreich sind die Zeugnisse alter Schriftsteller, welche den hohen Mut und die Wohltätigkeit der christlichen Frauen und Mütter zu schätzen wissen. Der hl. Paulus zählt in seinen Briefen eine Reihe von Frauennamen auf. Im ersten Römerbrief lobt er Priska und Aquila. Er nennt sie seine treuen Gehilfen auf dem Felde der Missionstätigkeit. Der Weltapostel grüßt auch die in ihrem Hause versammelte Gemeinde. Die beiden Ehegatten waren eifrige Missionäre des christlichen Glaubens. Auch im Brief an Timotheus schickt Paulus Priska öffentlichen Gruß und nennt auch dort ihren Namen vor dem ihres Mannes. Alle großen griechischen und lateinischen Kirchenväter, besonders die hl. Hieronymus, Augustinus, Basilius der Große und Gregor von Nazianz bezeugen in ihren Briefen und Biographien, daß sie ihre Berufung und die Beharrlichkeit im Guten ihren heiligen Müttern und Schwestern verdanken. Die größte und reinste Glorie der altchristlichen Mütter ist es wohl, das Heldengeschlecht der Kirchenväter, Märtyrer und Bekenner herangebildet zu haben, deren Glanz die ganze Kirchengeschichte verklärt. So begreifen wir denn, daß die Heiden erstaunt ausriefen: „Seht, was die Christen für Frauen und Mütter haben!" Dieses ehrende Zeugnis wurde uns von dem großen Kirchenschriftsteller Tertullian überliefert.

(Fortsetzung folgt).

Was wird aus ihnen (den Allzuvielen)?

Eine Umfrage.

Es soll nicht eine Allgemeinbetrachtung über die Zahlendisproportion von Frauen zu Männern werden, wobei wir Frauen doch nur feststellen könnten, daß dieses numerische Verhältnis sich immer noch ungleicher gestaltet als je, ja, daß es sich in den Staaten, die am Weltkrieg aktiven Anteil genommen haben, natürlich noch schlimmer als erwartet ansieht. Nein! Mit einem herzhaften Sprung wollen wir uns gleich in unser ureigenstes Gebiet begeben und anzeigen, daß es sich nur um die allzuvielen Lehrerinnen in der Schweiz handelt.

Die Idee, dieses heikle Thema einmal in unsern Kreisen anzupacken, ist der Verfasserin beim Lesen einer statistischen Abhandlung gekommen, die sie im November-Heft der „Schweizer-Erziehungsrundschau" angetroffen hat, und deren Titel lautete: „Die Lehrerinnenverhältnisse in der Schweiz, von Georgine Gerhard in Basel." In jenem Artikel, der lt. Einleitung auf Wunsch des Herausgebers obgenannter Zeitschrift und im Anschluß an „Saffa-Statistiken" verfaßt worden zu sein scheint, wird über die Ausbildung, das Arbeitsgebiet, die wirtschaftliche Lage der Lehrerin in der Schweiz referiert. Graphisch tadellos dargestellte Tabellen klären auf: 1. über die Anzahl der in der Schweiz erteilten Patente an Primar- und Sekundarlehrerinnen in den Jahren 1918/27; 2. über das Prozentualverhältnis der Lehrerinnen zur Schülerinnenzahl auf der Primar- und Sekundarschulstufe. 3. Wir erfahren den genauen Prozentsatz der angestellten Lehrerinnen nach ihrem Zivilstandsverhältnis als ledige, verheiratete, verwitwete und geschiedene. Dann sind 4. die Maximal- und Minimalgehaltsgrenzen der Lehrerinnen auf Primar- und Sekundarschulstufe in sämtlichen Kantonen angegeben, und zum Schlusse wird ein Vergleich gezogen zwischen den Besoldungsansätzen der männlichen und der weib-

lichen Lehrkräfte, und zwar zu dem offensichtlichen Zwecke der Polemik über den viel- und langumstrittenen Grundsatz „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn!" —

Hier soll aber diesesmal nicht die rein materielle Frage der Besoldungen erörtert werden, sondern vielmehr eine grundlegende Existenzfrage, die heißt: Was wird aus den jährlich überzählig werdenden Anwärterinnen auf staatliche Lehrerinnenstellen.

Die oben mehrfach erwähnte Statistik gibt leider nicht an, wieviele Stellen sich jährlich öffnen, und wieviele Bewerberinnen dabei leer ausgehen. So etwas durchzuführen war ihr vielleicht nicht möglich in praxi. Oder aber sie erachtete es als nicht zu ihrer Statistik gehörig. Sie ergeht sich zwar eingehend und sachlich über die Ausbildungsmöglichkeiten, und beklagt mit Recht sehr, daß die Lehrerin selbst dabei die Unbeteiligte spielen muß, ausgenommen in den katholischen Instituten. Auch verurteilt sie zum vorneherein die zahlenmäßige Einschränkung der Primarlehrerinnen-Ausbildung. Der besagte Aufsatz streift also in gewisser Beziehung doch unsere aufgestellte Frage, welche eigentlich doch als eine logische Folgerung aus all diesen statistischen Resultaten betrachtet werden kann. Seit mehreren Jahren schon — Irrtum vorbehalten, war es bereits in der unmittelbaren Zeit vor dem Weltkrieg der Fall — las man hier und da vereinzelt in Berufszeitschriften und in der Tagespresse von der Ueberfüllung des Lehrerberufes, mehr noch des Lehrerinnenberufes. Jahrelang zahlten auch Erziehungsdirektionen Wartegeld aus, aber nur an diejenigen Stellenlosen, für deren Heranziehung zum Beruf sie sich quasi verantwortlich fühlten. Diejenigen, die sich auf eigene Initiative zum Examen gestellt, gingen leer aus, und kamen wohl auch bei der Besetzung von Stellen nie, oder nur ganz ausnahmsweise in Betracht. Das waren die sogenannten oder so zu nennenden „Unerwünschten". Gute Studienausweise, Talent und Freude beim Unterrichten, Berufsbegeisterung und -hingabe, das alles kam nicht in Betracht bei den Behörden, nur politische Protektion wirkte.

Nun ist aber selbst in unbeteiligten Kreisen der Bevölkerung längst bekannt, daß die Anzahl der in die Staatsstellen gelangenden jungen Lehrerinnen sehr klein ist, wahrscheinlich der kleinste Teil der Patentierten. Fügen wir dieser kleinen Anzahl gleich noch eine andere, ebenso kleine bei, die vielleicht bald nach der Patentierung einen andern Ausweg findet, sei es durch Uebertritt in eine andere Berufsart, oder Weiterstudium, sei es durch Verheiratung oder Eintritt in das Kloster. Noch einige kommen als „billige Anfängerinnen" in Privathäusern und Pensionaten zu einem, wenn auch meist unsichern, Arbeitsgebiet. (Hier aber treffen sie schon die scharfe Konkurrenz von Ausländerinnen an, die ihnen — patriotisch geht es dabei nicht zu — aus mehreren Gründen oft vorgezogen werden.) Alle diese Möglichkeiten gebührend in Anrechnung gebracht, wird aber sicherlich jährlich noch ein gutes Viertel der ausgebildeten Anzahl der Junglehrerinnen beschäftigungslos und berufsfremd sich vorfinden.

Die Einwendung, daß das Sache des jungen Mädchens, das sich zum Beruf entschieden habe, oder die seiner Eltern sei, liegt ja nahe. Ebenso der Vorwand, daß sich die Betreffenden vielleicht sogar eine Einmischung in eine solche Angelegenheit verbitten würden usw. Aber damit ist vielleicht gerade der einen unter 50 nicht geholfen, die, sei es wegen Familienverhältnissen oder Unerfahrenheit und Mangel an Beziehungen, ratlos dasteht und dadurch vielleicht ihr Leben lang einen bitteren Stachel gegen die Menschen davonträgt. Kommen wir daher hilfsbereit einem solchen Unheil zuvor, und wagen wir uns an dieses Problem heran, indem wir an dieser Stelle nach bestem Können und Vermögen einen kleinen Austausch eigener Ansichten oder Mitteilungen über gemachte Erfahrungen und Beobachtungen veranstalten. Die geschätzte Schriftleiterin gibt gerne ihre Zustimmung und wird als erfahrene Kennerin der Jungmädchenwelt sicher gelegentlich mit ihren wertvollen Ratschlägen nicht zurückhalten. — Fürs erste sind aber hiermit alle lieben Kolleginnen und die geschätzte Leserwelt der „Lehrerin" freundlichst zum Meinungsaustausch eingeladen. H. . .r.

Briefkasten. Das St. Josefsklösterlein in Schwyz verkauft selbstgemalte Bildchen. Die frommen Beterinnen sind sehr auf unsere finanzielle Unterstützung angewiesen. Wir wollen solche Bildchen von ihnen beziehen. Marie Käser.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse. Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krietzeren (Kt. St. Gallen)

15. Jahrgang Nr. 2 14. Februar 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Einige Gedanken zur Forderung des Frauenstimmrechts — Mehr Frau! mehr Poesie! — „Was wird aus den Allzuvielen“? — Kindertagebücher — Frauen des christlichen Altertums.

Einige Gedanken zur Forderung des Frauenstimmrechts

Liebe Freundin!

Du bittest mich um meine Meinung und um meinen Rat in einer Angelegenheit, die in diesen Tagen jede Schweizerin mehr oder weniger beschäftigt und für die von den meisten Frauenvereinen und weiblichen Verbänden eifrig gearbeitet wird: du möchtest wissen, wie ich mich stelle zur Petition für die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechtes in der Schweiz. Die Antwort wäre eigentlich sehr kurz: ich stehe durchaus zur Erklärung des Schweizer. katholischen Frauenbundes, die in Sachlichkeit, Entschiedenheit und in vornehmem, ruhigen Tone ablehnt, die Petition zu unterstützen, und diese Ablehnung mit weltanschaulichen Gründen rechtfertigt.

Du möchtest aber neben dieser unpersönlichen Erklärung noch eine persönliche Meinung hören, du rufst einem ungezwungenen Austausch der Gedanken, so wie sie sich in einer stillen Freundschaftsstunde etwa bieten, und so will ich dir meine Ansich darlegen, wie ich sie mir nach und nach, im Hin und Her der Meinungen, gebildet habe.

Vorerst eine Klarstellung: die Kirche hat das Frauenstimmrecht nicht verboten, sie hat sich nicht offiziell dagegen ausgesprochen, wie sie sich z. B. gegen die Auswüchse des Sportes und der Mode, gegen das Schauturnen der Frau und gegen die Nacktkultur ausgesprochen hat. Wenn der Frauenbund das Stimmrecht der Frau ablehnt, geschieht es wohl im Einverständnis und nach dem Wunsch der zuständigen kirchlichen Behörden, aber nicht auf deren Forderung oder Befehl hin. Du kannst also eine gute, ja sehr gute Christin und Katholikin bleiben und doch ruhigen Herzens die Petition unterschreiben. Die Kirche hat die höchste Ehre, die sie überhaupt einem Menschen erteilt, die Ehre der Altäre, also der Heiligsprechung, auch Frauen erwiesen, die großartig in die Geschichte ihres Landes, ja in die Weltgeschichte eingriffen, also im höchsten Grade „politisch eingestellt“ waren, um modern zu reden. (Freilich sind eine Jeanne d'Arc und ein Caterina von Siena nicht wegen, sondern trotz ihrer politischen Betätigung heilig gesprochen worden.) Die Kirche sah also kein Hindernis darin, so wenig sie es als unweiblich oder unstatthaft betrachtet, daß die große heilige Theresia auch die männlichen Klöster ihres Ordens reformierte. Aber die Kirche hat auch unzählige andere Frauen heilig gesprochen, schlichte Dienstmädchen, arme Kranke, jahrzehntelang ans Schmerzenslager Gefesselte, verborgene, demütige Klosterfrauen. Und wer wollte untersuchen, ob die kleine, zeitlebens ungekannte kleine Theresia oder die weltbekannte Jeanne d'Arc nicht nur bei ihren Landsleuten, sondern auch in der ganzen christlichen Welt mehr Verehrung genieße? Und damit weist die Kirche meines Erachtens der gläubigen, katholischen Frau einen Weg, der in jene Tiefen der christlichen Lebensauffassung hineinführt, wo die scheinbar so einschneidende Frage über das Frauenstimmrecht ihre Wichtigkeit etwas verliert und zu einer Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung wird. Wir kommen zu jenem wundervollen, leider viel zu wenig erkannten und erfaßten Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen. Was will die Frau letzten Endes durch das Stimmrecht erreichen? Sie will wirken, Gutes tun, ihren Einfluß geltend machen. Was lehrt uns aber das Dogma? Daß die stille, demütige Pflichterfüllung einer einfachen Frau, daß die heroischen Opfer einer Gattin und Mutter, das geduldige Leiden einer Kranken, das Gebet einer klösterlichen Gemeinschaft, ja ein Wort, ein Blick, ein liebender Gedanke nur einer gottgeeinten Seele hinausdringen wie Radiowellen in die ganze weite Welt und un-

bekannten Menschen, vielleicht in weiten Fernen, Freude und Trost und Mut und Kraft zum Siegen bringen! Es ist dies nicht eine Utopie, ein verstiegener Idealismus, irgend einem schwärmerischen Gehirn entsprungen, nein, es ist tiefste Wahrheit und Wirklichkeit. So ist die katholische Frau fest überzeugt, daß sie unendlich mehr wirkt durch das, was sie ist, als durch das, was sie tut, und daß sie durch den kleinsten Akt übernatürlicher Liebe mehr erreicht, als wenn sie mit dem Stimmzettel in der Hand zur Urne schreitet.

Nach dieser grundsätzlichen Feststellung, die einmal ausgesprochen werden mußte, will ich dir, liebe Freundin, noch kurz und zwanglos von einigen praktischen Folgerungen sprechen, die sich nach meiner Ansicht durch die Einführung des Frauenstimmrechtes ergeben werden. Es wird so oft die Hoffnung ausgedrückt, daß durch den Eintritt der Frau in die Politik die Wahlsitten besser, die Parteikämpfe gemildert, die Gegensätze ausgeglichen werden. Ja, wenn die Frauen eine eigene, geschlossene Partei bilden würden! Das kann und wird aber nie geschehen, die Unterschiede in der Weltanschauung sind zu groß. Das hat sich an der Saffa trotz allen guten Willens auf beiden Seiten zu deutlich gezeigt. Weil es sich an der Saffa aber eben nur um eine Ausstellung handelte, nicht aber um bleibende und bindende Einrichtungen und Gesetze, so konnten die Gegensätze neben einander bestehen, konnte vor- und nachgegeben, konnten die scharfen Grenzlinien verwischt und schroffe Auseinandersetzungen vermieden werden. Aber die Politik ist keine frohe und farbenprächtige, harmlose Ausstellung! Und so wird die gegebene und natürliche Folge des Frauenstimmrechtes eine numerische Verstärkung der schon bestehenden Parteien sein. Nur quantitativ oder auch qualitativ? Beides. Es werden überlegene, selbstsichere, objektiv denkende und handelnde Frauen als Führerinnen zur Urne schreiten, so gut wie es hochstehende Männer heute schon tun; leidenschaftliche Naturen werden auch auf der Frauenseite die persönliche und heftige, leider oft auch gehässige Note in die Wahlkämpfe hineintragen, zahllose Frauen werden, wie ihre ebenso zahlreichen Kollegen unter dem männlichen Geschlechte, ihre Stimme von Opportunitätsgründen abhängig machen, nach der Parole ihrer Fabrikherren und Arbeitgeber abgeben oder für Geld und Versprechungen verkaufen und sich als „Stimmvieh" (verzeih den häßlichen, unwürdigen Ausdruck) zur Urne treiben lassen; ein großer Prozentsatz wird auch zu Hause bleiben, wie es ihre Väter und Brüder und Männer heute schon pflegen. So wird es kommen, wenn das Frauenstimmrecht eingeführt wird, — und es wird eingeführt, daran zweifle ich nicht mehr — doch für eine Großzahl der Frauen im Schweizerland wird es eine bittere Pflicht, aber kein befreiendes, segenbringendes Recht sein.

Zum Schluß will ich dir noch eine Erinnerung, ein Idyll aus meiner Jugendzeit, aus meinem Elternhaus erzählen. Ich weiß noch, obwohl es viele, viele Jahre her sind, wie sich mein Vater, ein politischer Führer in sturmbewegter Zeit, vor wichtigen Versammlungen und Abstimmungen zu meiner Mutter setzte, einer feinsinnigen, geistig hochstehenden Frau, wie er mit ihr besprach und beriet, seine Meinung auseinandersetzte, ihre Ansicht verlangte und dann klar und gefestigt seinen Weg einschlug; ich weiß auch, wie er oft geärgert, geschlagen, mißmutig, angeekelt ob dem Parteigezänk, verbittert nach Hause kam, wie die Mutter seine Laune ertrug, wie er ihr klagte, wie sie besänftigte, beruhigte, nach beiden Seiten hin gerecht urteilte; ich weiß noch, wie sie, befreundet mit der Frau des heftigsten Gegners, nach den heißen Wahlschlachten wieder Brücken schlug, Wege anbahnte zur Versöhnung und geselligen, freundlichen Verkehr möglich machte. Sie, die Mutter, die Gattin, sie war eben nicht Partei, sie stand darüber, sie war objektiv und konnte dem Mann den sichern Halt bieten, den ruhigen Port bereiten, wo die Wellen sich verebbten und er wieder Kraft und Mut schöpfen durfte. Kann das die stimmende Frau auch, sie, die nun selbst Partei geworden ist, die nicht mehr objektiv darüber steht, die selbst angeekelt, geärgert, niedergeschlagen aus dem Kampfe zurückkehrt und, feiner empfindend als der Mann, Aufmunterung und Hilfe selbst doppelt nötig hätte. Und kann sie die Parteien versöhnen, sie, die selbst mitten drin steht?

Ich will dieses Bild nicht weiter ausmalen; es kann ja sein, daß ich zu schwarz sehe. Wenn es nicht so furchtbar unmodern wäre, Goethe und Schiller zu zitieren, so würde ich dir so gerne noch jene Stelle aus „Hermann und Dorothea" anführen, die meine Mädchen und ich jedes Jahr wieder mit neuer Begeisterung auswendig lernen:

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret."

Oder ich möchte dich einladen, einmal in meine altmodische Schulstube zu kommen und dich an den leuchtenden Augen meiner Schülerinnen zu freuen, wenn wir, ach, wie rückständig, von der Stauffacherin reden und die hellen Stimmen so andächtig deklamieren:

„Aufmerkend hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht,
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt."

Jetzt gerate ich eben ins „Schulmeistern" hinein, und es ist höchste Zeit, aufzuhören. Es würde mich interessieren, auch deine Meinung zu vernehmen. Unterdessen bleiben wir aber, ob für oder gegen das Frauenstimmrecht, die alten, treuen Freundinnen! Deine H. v. A.

Mehr Frau! mehr Poesie!

Bitte, nicht erschrecken! Ich rühre keine Werbetrommel für Verseflickerinnen, auch nicht für meilenlange Romanstickerei, wie sie sich in jeder Zeitung unter dem Strich findet. (Sie ist hie und da wirklich unter dem Strich, unter allem Strich!!) Es hat genug derer aus der Art à la femme savante. Unser mit Technik überfüttertes Jahrhundert braucht ein anderes Gegengewicht als die mit „Poesie" überschriebenen Verschrobenheiten. Ihm tut die Frau not.

Frau, das war einmal der Sammelbegriff für die zartesten und edelsten Dinge, die sich der Mann auf Erden ersehnte. Ist er es noch? Leider ist das nicht nur eine rhetorische Frage. Die moderne Frau scheint dem Mittelalter gegenüber recht viel an poetischem Zauber eingebüßt zu haben. Die moderne Sachlichkeit verdrängt das einstige Rankenwerk der Begeisterung, das sich um Frauenbilder zog. Und doch, wenn gegenwärtig sogar die Mode, die Launenhafte, ruft: „Mehr Frau!" . . . siehe, wie wunderbar die Antwort in jedem Modejournal ausfällt! Die Kleider, besonders die Abendkleider, werden nicht nur fraulicher, sondern zugleich auch weniger nüchtern, reizvoller, ganz anderer Wesensart — poetischer.

O je, ich versteige mich auf ein umstrittenes und ungewohntes Gebiet! Am Ende zieht mir dieser Passus noch verschiedentliche Antipathien zu. Aber Mode und Abendkleid beiseite — ich behaupte nur, daß „mehr Frau!" irgendwie auch in den Ruf auslaute: „mehr Poesie!" Warum? Weil im innersten Wesen der Frau jene gleichen Quellen rauschen, die dem Dichter in Ohr und Seele singen. Von der Seelenform der echten Frau zu der des echten Dichters ist wohl nicht so ein großer Schritt; vielleicht kein größerer, als von der passiven Form eines Verbs zur aktiven. Die Frau dichtet auch. Nur anders. Sie führt ihre Gedichte nur nicht auf dem gleichen Weg zu Ende wie der Dichter. Bei ihm klingt das Erlebnis in Worten aus, bringt an viele. Die Frau dichtet für wenige — und nur im Innern. Wo der Frau dies verborgene Dichtertum abgeht, da fehlt ihr etwas. Etwas, das ihr so viel ist wie der Duft für die Rose, wie der Stern für die Nacht. Und man empfindet ihre zu große Nüchternheit als Mangel an ihrem Frauentum.

Wie viele leiden heute an diesem Mangel! „Der Mann ist Alltag, das Weib Sonntag" — sagt Peter Stille. Leider trägt aber die Frau oft noch mehr Werktage ins Leben, als schon da sind; nicht ohne Schuld der sozialen Verhältnisse. Dennoch, trotz allem könnte sie im engsten Winkelchen noch ein wenig Sonntag werden lassen. Sie könnte — o lieber Leser, lache nicht über das abgedroschene Wörtlein, denn mir fällt im Augenblick keine Umschreibung ein — sie könnte so viel Poesie ins Dasein bringen.

Poesie — weiß Gott, für viele hat der Begriff so etwas Süßliches bekommen. Und sie ziehen ihm die gepfefferte Wirklichkeit vor. Wißt ihr denn nicht, daß wir alle, alle die Poesie brauchen, so gut wie die Religion, und daß Poesie anderes ist als ein blöder Albumvers und eine „malerische" Unordnung? Mag sich unsere Zeit auch noch so technisch-kühl betragen! In tiefster Seele schlägt ihr doch eine heimliche Sehnsucht. Und diese Sehnsucht zu erfüllen, wenigstens einen Teil davon — das läge in der Macht der Frau. Das läge in deiner Macht, liebe Lehrerin!

Mehr Frau, mehr Poesie, mehr Dichterin sein — an deine Adresse, Leserin! Sieh, das ist so notwendig.

Hast du biblische Geschichte zu erteilen bei Kleinen? Wie machst du es wohl? Ich sage dir, die ganze Versammlung hat keine rechte Freude, an der heiligsten Geschichte nicht, wenn die Erzählerin keine — Dichterin ist.

Lässest du zwischen einer Reihe mehr oder weniger grauer Stunden hie und da den Glanz eines Märchens aufleuchten? Hoffentlich. Aber wie erzählst du? Gebe Gott, als Dichterin. Sonst dauern mich deine Kinder. Sieh', nicht nur wer eine Geschichte schreibt, muß von Gottes Gnaden berufen sein. Auch wer aus ein wenig Papier und Druckerschwärze, aus Worten, die in Reih und Glied, langweilig wie gestutzte Alleen, dastehen — wer aus Buchstaben Leben, Glanz und Duft herauszaubern kann, auch der ist Dichter. Er ist der Dichter Nr. 2. Was nützt es dem Dichter Nr. 1, wenn er uns ein Schatzkästlein voll Perlen schenkt, und wir keinen Schlüssel finden. Die Kostbarkeiten bleiben gefangen wie in einem Käfig.

Das sollten wir besonders bedenken, wenn es gilt, in der Deutsch-Stunde ein Gedicht zu behandeln. Behandeln ist eigentlich sehr grob gesagt, für etwas so Feines, das gemeint ist. Vielmehr, es wird meist sehr grob verstanden. Behandeln heißt nicht tappig zugreifen. Sondern es heißt, die Seele soll gleichsam feine, tastende Hand werden, um jede kleinste Kostbarkeit emporheben zu können, ins Licht. Dann gibt es eine Stunde voll Aufleuchtens. Ein Aufleuchten sollte besonders dein Vorlesen sein, eine Vollendung des Gedichts. Das Lied lebt erst im Gesang, und ein Gedicht erhält den letzten Schmelz und Glanz erst durch unsere Stimme. Widmen wir ihr also auch etwas Zeit und Mühe und vergessen wir nicht, daß die Sprache als Ausdrucksmittel gepflegt sein muß.

Uebrigens kann man auch in die Rechnungsstunde ein wenig Poesie tragen. Jedenfalls spüren es die Kinder, ob sie einen phantasiebegabten oder völlig trockenen Rechnungsmagister haben. Frag einmal, welcher ihnen lieber ist!

Ich könnte den ganzen Stundenplan durchgehen und dich überzeugen, daß es für jedes Fach nicht bloß eine Lehrerin braucht, sondern auch eine „Dichterin". Und zwar beide nicht in getrennter, sondern in einer Person. Sogar das Schulzimmer hungert ein wenig nach Poesie. Kannst du sie ihm geben, macht es ein sonntägliches, freundliches Gesicht. Blumen und Bilder (es braucht ja nicht eine Galerie zu sein!) grüßen dann den Eintretenden auf liebe, stille Art. Bist du aber in keiner Herzensfaser Dichterin und hast deshalb nur Sinn für „nützliche" Gegenstände, ja — dann schau nur was für eine Strafanstaltsmiene dein Schulzimmer aufsetzt, was für ein ödes Grinsen die Wände haben! Aber dich stört es wohl gar nicht. Und deine Kinder? Ich habe erfahren, daß sogar Buben eine leere Vase nicht in Ordnung finden und Blumen bringen — — ja, daß ein Knirps beides, Vase und Blumen, in die Schule brachte. Kein schlechter Geschmack! — Die Lehrerinnen werden so oft zu den Blaustrümpfen gerechnet. Hier wäre so gut Gelegenheit zur Verteidigung; hier könnten wir ein wenig Hausfrau sein, in der Sorge um ein heimeliges Zimmer. Es muß ja den einen für einen großen Tagesteil das warme Daheim ersetzen, gar vielen aber bedeutet es die schönere kleine Heimat, eine Stube, die freundlicher ist, als ihr vielleicht unordentliches und unerquickliches Zuhause. — Kannst du es wohl aus den Augen lesen, welche von deinen Schützlingen zu diesen Armen gehören? — Auch hier muß die Frau mit dem Poeten einig gehen im feinen Empfinden. Dann erst spürt sie die verborgenen Bürden anderer und kann mit leiser, feiner Hand tragen helfen.

Vielleicht — nein, sicher hast Du in Deiner Klasse auch ein schwarzes Schaf oder einen Sündenbock, ein ungewaschenes, ungezogenes und ungefreutes Geschöpflein. Erinnern wir uns da immer an das Wort vom Gold unter dem Schutt oder an das Märchen vom garstigen Frosch, aus dem noch einmal ein herrlicher Prinz wurde? Fällt es uns nicht oft schwer, gerade in diesen Kindern unsern Herrn zu lieben? Ja, ja, wenn wir mehr mit Dichteraugen sähen, mit Augen, die nicht nur das Greifbare sehen, sondern auch das Verborgene und das Symbol! Die Poesie kann auch eine Führerin zur Heiligkeit werden.

Dichtung ist ja nicht Religion, und Religion ist nicht Dichtung. Aber es gibt unzählige Treffpunkte zwischen den beiden. Und wer ein beseeltes Christentum leben will, der darf das Körnlein poetischer Begabung, das in jedem schlummert, nicht verkümmern lassen. Dichten heißt ja im weitesten Sinne beseelen.

„Beseelte Frauenhand" das gehört übrigens auch zu den abgedroschenen Ausdrücken, und doch fällt er mir gerade ein und aus der Feder. Gar mancher Backfisch wird dabei an eine Hand denken, die unendlich fein und schmal und weiß wie eine Blume unter Blumen weilt. — Kann sein. Aber eine rissige, abgearbeitete Hand, kann sie nicht unter Umständen noch beseelter sein? O die Arbeit läßt sich auf vielerlei Weise verrichten. Maschinenmäßig oder eben beseelt. Wir Lehrerinnen sollten das unseren zukünftigen Hausmütterchen klar machen. Und in der Poetik sollten wir den Stoff etwas erweitern, nicht nur die Begriffe Erzählung, Drama etc. entwickeln. Nicht das ist ausschlaggebend, ob unsere Sportgirls auch einen Jambus von einem Trochäus unterscheiden können. Nicht auf das kommt es einmal an, sondern darauf, daß sie wieder sinniger werden und als spätere Frauen inniger mit ihrem Heim verwachsen sind. Man darf wohl sagen — der Typ des modernen Mägdleins hat gar nicht das Aussehen einer Traumliesel. Das wäre an sich kein Fehler, haben die Erzieher doch immer gegen das Hinträumen als gegen eine Gefahr angekämpft. Und mit Recht. Heute will es mir scheinen, hat man nicht mehr viel gegen dieses Uebel zu kämpfen. „Das Leben pressiert" — sie haben keine Zeit. So müssen wir unsern Mädchen wieder etwas anderes lehren: die Besinnlichkeit.

Die Emsigkeit ist und bleibt zwar sozusagen das Attribut der Hausfrau. Aber wir sollten uns abgewöhnen, in ihr bloß die Martha zu sehen. Sie muß zeitweise auch Maria sein. Es ist nicht gesagt, daß

eine Frau von morgens bis abends „am Ruder" sein muß, um als ideale Gattin und Mutter zu gelten. Im Gegenteil, wo immer es geht, sollte eine Frau wenigstens noch Zeit finden, an etwas anderes zu denken, als was nur mit den täglichen Geschäften zusammenhängt. Irgendwoher muß die Seele doch neue Spannkraft beziehen. Wir geben uns viel weniger aus, wenn wir hie und da nach innen denken. Und diese Innerlichkeit wird von uns Frauen erwartet — wie wir die Zeit dazu finden, darum kümmert sich freilich niemand. Es bleibt uns überlassen. Aber in den meisten Fällen ist es keine Unmöglichkeit, diese Stunde seelischer Sammlung in den Tagesplan aufzunehmen.

Unsere Zeit gilt zwar als egoistisch. Aber nicht nur die Ichsucht kennzeichnet sie, auch die Ich-Flucht. Besännen wir uns wieder etwas mehr auf uns selbst, das Leben würde schöner. Daß die Frau mehr kann als Kochen und Flicken, das glaubt man uns ja. Daß wir es aber in allem dem Manne gleichtun, ist nicht nötig. Steigen wir lieber ganz hinunter in unsere Wesenstiefe und bringen wir dann die Schätze unserer Daseinsart ans Licht. Wir erfüllen damit nicht nur einen Liebesdienst an unserer Zeit, sondern auch unsern Beruf, Frau zu sein und damit einer Welt des äußeren Geschehens die des innern Lebens und Erlebens, der Poesie entgegenzusetzen. O. B.

„Was wird aus den Allzuvielen"?

(Eine Antwort auf den Artikel in Nr. 1)

Szene:

Ein gediegen ausgestattetes Wohnzimmer ältern Stils, in welchem 2 stattliche Damen sich am Kaffeetisch unterhalten. Zeit: Ende Januar 1929; Ort: irgendwo im Schweizerlande.

Frau X. (gewesene Lehrerin): Was gibt's denn Neues in Berufs- und Vereinsangelegenheiten, liebe Luise?

Fräulein Y (staatlich angestellte Lehrerin): Richtig, da hätte ich beinahe vergessen Dir noch zu sagen, daß in unserm Blättchen „Die Lehrerin" in der ersten Jahresnummer ein ganz neues Thema angeschlagen worden ist, nämlich eine Rundfrage über die Aussichten auf Arbeit und Anstellung, die unsern jungen Nachwuchs erwarten, wenn er die Examennöte glücklich überstanden hat.

Frau X.: Das scheint mir eine ziemlich leicht zu beantwortende Frage zu sein. Eine junge Lehrerin arbeitet halt in ihrem Beruf als Lehrerin. Einige verheiraten sich oder gehen früher oder später ins Kloster. Die Ueberzähligen, oder solche, die in einem dieser drei Stände nicht unterkommen können oder wollen, und die vielleicht etwas romantisch oder unternehmungslustig veranlagt sind, nehmen Stellen als Erzieherinnen und Lehrerinnen im Ausland an. Damit ist meiner Ansicht nach das Problem gelöst, denn Gouvernanten hat es schon seit Jahrhunderten gegeben.

Frl. Y.: Daran habe ich für die Ueberzähligen im Lande auch in erster Linie gedacht, und war erstaunt, daß die Artikelschreiberin diesen Ausweg nicht erwähnt hat. Immerhin sind mir beim längern Ueberlegen dieses Ratschlages verschiedene Bedenken gekommen, und Deine letzte Bemerkung, meine beste Mathilde, veranlaßt mich, gerade das erste Bedenken zu äußern. Du sagst, es habe seit jeher, sagen wir mal seit Beginn der neuern Kulturepoche, Erzieherinnen gegeben. In der Tat werden solche — wohl weil sie eben ein hervorragender Typus in der höhern weiblichen Gesellschaft sind (man denke nur an Mme. de Maintenon und viele andere mehr) mit Vorliebe von den Dichtern und Schriftstellern aller Literaturzeiten bis auf den heutigen Tag als Figuren in ihren Werken gebraucht und oft mißbraucht (man erinnere sich der beliebten „Gouvernantenwitze" der humoristischen Blätter!). Aber damit ist noch lange nicht bewiesen, daß nicht auch dieser Beruf — wie so manch anderer schon — Wandlungen unterworfen sein, ja auf den Aussterbeetat gelangen kann. Wohl nimmt die Menschheit numerisch zu und infolgedessen auch die Zahl der Kinder, trotz Kriegen und Menschen zerstörenden Naturgewalten. Und dennoch ist laut Beobachtungen versierter und direkt beteiligter Personen, sowohl arbeitgebender als arbeitnehmender, gerade dieser Beruf am Abnehmen begriffen, wie kaum einer der sog. gebildeten Frauenberufe.

Frau X.: Zugegeben, daß mit der Verallgemeinerung und der Verbesserung des staatlichen und privaten Schulwesens, mit der Nivellierung der Bildung und der Demokratisierung der Gesellschaft ein vieles gleichmachender Zug auch in die Erziehungsmethoden eingedrungen ist und demnach eine von der Allgemeinheit abgesonderte Erziehung und ein Einzelunterricht selbst in den höchsten und reichsten Kreisen heutzutage einfach nicht mehr am Platze sind. Aber wie viele Familien, die durch ihre Verhältnisse gezwungen sind, abseits zu leben, auf dem Lande, in den Bergen, auf Reisen, in überseeischen Ländern, sind doch immer wieder auf das sog. „Hauslehrersystem" angewiesen, wenn sie nicht durch jahrelange Trennung

zwischen Eltern und Kindern den Familiensinn ganz verlieren wollen.

Fräulein Y.: Du erwähnst damit ganz richtig die einzigen noch existierenden Möglichkeiten, die etwa für Auslandsaspirantinnen noch in Betracht kommen. Es gibt also noch Aussichten, sich, trotz dem Versagen der Heimat, im Ausland eine anständige Existenz im Beruf zu gründen. Damit sind aber die vielen und großen Schwierigkeiten noch nicht zu Ende, die eine junge Lehrerin zu bewältigen hat in einem solchen Falle. Nicht jedes junge, unerfahrene (im doppelten Sinne, weil im Leben und Beruf unerfahrene) und vielleicht noch verwöhnte junge Mädchen paßt in jedes Milieu und in jede offene Stellung, im Auslande noch weniger als im Inlande. Wenn der Schritt in eine Auslandsstelle, zu dem man sich oft rasch und auf Jahre hinaus und ohne persönliche Kenntnisnahme der beteiligten Personen in ungewohnte Verhältnisse hinein entschließen muß, wenn also dieser Schritt auch nicht so wichtig und folgenschwer sein mag wie derjenige einer definitiven Standeswahl, leicht ist er auch nicht, und er ist schon für mehr als eine verhängnisvoll und verderbenbringend gewesen. Dazu kommen noch Gefahren außerhalb des Berufskreises, die auf das junge Mädchen lauern, wie der Mädchenhandel zum Beispiel.

Frau X.: Ja, allerdings, wem Nachgiebigkeit und Beeinflußbarkeit zum Verhängnis werden kann, der ist selbst im eigenen Familienkreis nicht genügend vor sittlichen Gefahren geschützt.

Fräulein Y.: Sicherlich, und das ist die erste Bedingung, daß die junge Ausländerin keinen zu weichen Charakter habe. Wer viel und heftig an Heimweh leidet in der Ferne, wer bei einer luxuriösen und glänzenden Lebensweise bequem und anspruchsvoll wird, wer seinen Zöglingen — und seien sie durch Geburt und Reichtum noch so hoch gestellt — nicht mit der nötigen Festigkeit das Bewußtsein für Pflichterfüllung und Verantwortlichkeit beizubringen weiß, wer ein großes Anschlußbedürfnis an Freundinnen hegt und nicht in oft schroff betonter Einsamkeit — eine Zwischenstellung zwischen Herrschaft und Dienerschaft — zu leben versteht, ist zum Hofmeister oder zur Gouvernante nicht geeignet.

Frau X.: Solltest du in deinen Voraussetzungen nicht zu viel verlangen und damit die wenigen, die jetzt zum Auszuge noch geneigt sind, einschüchtern und von ihrem Vorhaben abbringen?

Fräulein Y.: Nein, teure Mathilde, denn Anpassungsvermögen ist heute mehr denn je und in allen Berufen zu bittern Notwendigkeit geworden. Ich sehe wohl jeden Tag, daß auch die Lehrerinnenschaft, wie so viele andere weibliche Berufstätige, nüchterner und materieller denkt und handelt, und daß dabei auch unser Idealismus zum großen Teil abgebaut wird. Wir ältern Kolleginnen kennen ja wohl alle die Entwicklungsgeschichte unseres Berufes, aber ich bezweifle manchmal, ob die jungen sie auch kennen. Für sie — soweit sie sich ausschließlich dem Berufe widmen wollen — ist die ganze Stellungnahme auf wirtschaftliches Gebiet geraten. Sie ist es aber auch für die Auslandsstellen. Auch dort ist die erste Frage: ist Platz da, das heißt, wie verhält sich die Nachfrage zum Angebot. Die ideale Seite oder gar die literarische u. erotische (Heiratspläne usw.) dürften heute keine Lehrerin im Auslande mehr ernstlich beschäftigen, trotz den geschwätzigen Schilderungen einer Romanschreiberin wie die Courth-Mahler, und einigen unbedeutenden Filmstücken, in denen immer eine hübsche oder reizende, zur Abwechslung auch eine interessant häßliche oder dämonisch veranlagte Erzieherin unfehlbar „ihr Glück macht."

Frau X.: Allerdings. Auch die Sache scheint auszuarten. — Wie war es doch zu unserer Zeit so einfach! — Erinnerst Du Dich, liebe Luise, als wir um die Jahrhundertwende mit unsern Patenten, einigen Empfehlungsbriefen und dreihundert von den Eltern geliehenen Franken in der Reisetasche „aufs Pflaster" zuerst nach Paris als „deutsche", dann, zwei Jahre später, nach London als „französische" Gouvernante zogen? Unverdorben, fröhlich, gesund und schaffensfreudig reisten wir weg und kamen nach ungefähr fünf Jahren Auslandaufenthalt wieder so in die Heimat zurück. Wir hatten mit offenen, wißbegierigen Augen ein Stück Welt gesehen, uns in 2—3 fremden Sprachen vervollkommnet und vielleicht auch einige Ersparnisse gemacht. Das waren doch positive ideelle und materielle Gewinne! Dann kam, ganz einfach und gottgewollt, unsere Entscheidung: du tratest ins Lehramt, ich in den Ehestand ein. Warum sind nur alle Zustände, und für jeden, heute so kompliziert?

Frl. Y. Aus dieser Erkenntnis heraus verhalten sich im allgemeinen denn auch die jungen Lehrkräfte ablehnend und ziehen eine unbefriedigende Stellenlosigkeit, ja oft berufsfremde Arbeit in der Heimat dem bestbezahlten Angebot im Auslande vor. Zwar sind die soliden und langdauernden Stellen qualitativ und quantitativ zurückgegangen seit der Kriegszeit. Altvornehme Häuser sind in vielen Ländern nicht mehr in der Lage, sich Hauslehrerin und Hofmeister zu halten. Die neureichen Familien aber bieten in punkto Stellung und Behandlung lange nicht das, was

in den ersteren seit Generationen traditionell war, so auch die Pensionierung und Versorgung im Krankheitsfalle. Dazu kommen noch die Erschwerungen der Arbeits- und Einwanderungsgesetze in den meisten Ländern. Wir, die wir im sichern Hafen festverankert sind, können wohl kaum die prekäre Lage dieser jungen Lehrerinnen und mit ihnen vieler älterer, die ins gleiche Geleise eingelaufen sind, ermessen. Darum können wir heute mit Gründen ernstester Art behaupten, daß auch dieser Ausweg eine unsichere Aussicht bietet, und daß auch auf diesem Gebiete Abhilfe dringend not täte.

Frau X.: Vielleicht verfällt eine findigere Leserin als wir auf eine ganz neuartige und originelle Idee darüber. Wir wollen abwarten bis zur nächsten Nummer.

Frl. Y.: Inzwischen aber will ich doch unsere Wenn und Aber über den Ausland-Gedanken zu Papier bringen und der Redaktion einsenden. Auf baldiges Wiedersehen und Gott befohlen! (Geht ab, begleitet von der Gastgeberin). . .g.

Kindertagebücher

Kindertagebücher geben Anlaß zu interessanten Betrachtungen. Sie haben vorwiegend einen sehr trockenen und geradezu langweiligen Stil. Man liest da Sätze folgender Art, die für den Kindertagebuchstil typisch sind: „Gestern war Donnerstag, wir mußten in die Schule, in der Pause spielten wir und lachten, am Nachmittag mußte ich zu Hause nichts tun. Am Abend ging ich zu meiner Freundin und spielte mit ihr. Als die Aveglocke läutete, ging ich heim und ins Bett und schlief". Und doch ist das kindliche Erleben so inhaltsreich und lebendig, viel weniger sachlich und trocken, als das der Erwachsenen. Warum schreibt aber das Kind trotz dem reicheren Erleben so trockene Tagebücher, die auf nichts anderes als auf rein sachliche und trockene Bezeichnungen der erlebten Tätigkeiten hinauslaufen? Dieser Widerspruch zwischen Kindertagebuchstil und kindlichem Erleben muß doch auffallen und zu denken geben.

Ich glaube, einen Grund muß man darin erblicken, daß das Kind gegenüber seinen eigenen Erlebnissen viel schwerer Distanz gewinnt. Es steckt zu stark in den Erlebnissen drin und kann sie nicht gut vergegenständlichen oder zum Objekt machen, um über sie zu schreiben. Es ist mit Recht beobachtet worden, daß das Kind beim Spiel eigentlich gar nicht spielt, denn es ist ihm furchtbar ernst dabei. Märchen und Theater erlebt es als unmittelbare Wirklichkeit. Das Kind ist also bei seinen Erlebnissen so ganz dabei, daß es nicht nachträglich aus ihnen heraustreten kann, um über sie anschaulich und lebendig zu schreiben, oder doch nur sehr schwer. Das Erleben und zwar das starke Erleben ist dem Kinde eigentümlich, aber nicht das nachträgliche Reflektieren.

Hier kann die Lehrerin dem Kinde helfen und das ist gerade für den Aufsatzunterricht sehr wichtig. Man muß die Kinder lehren, aus ihren Erlebnissen herauszutreten. Was sie im Tagebuch mit einem trockenen Satze bezeichnet haben, etwa: „nachmittags ging ich spazieren", kann man mit ihnen weiter fragend durchgehen. Was hast du denn da erlebt beim Spazieren, was hast du alles gesehen, welche Stimmung zeigte der Himmel?, war er bewölkt? usw. usw., was hast du dabei gedacht und gefühlt? Auf diese Weise nähert sich die Schreibweise des Kindes einem anschaulichen und lebendigen Stil.

Einen weiteren Grund zu diesem trockenen Kindertagebuchstil haben die Kinder in dem fehlenden tieferen Interesse. Warum schreiben die Kinder Tagebücher? Selten aus eigenem Antrieb, etwa aus Nachahmung oder auf Befehl der Lehrerin. Tagebücher sind Mitteilungen. Es fehlt das Interesse zur anschaulichen und lebendigen Mitteilung. Man soll aber den Kindern zuhören, wenn sie ihre Erlebnisse einander erzählen. Sie erzählen nur da, wo ein Interesse zur Mitteilung vorhanden ist. Wenn Freundinnen und Schwestern erfahren sollen, was da und dort Interessantes geschehen ist, dann erzählen sie oft außerordentlich lebhaft und inhaltsreich. Auch aus dieser Beobachtung kann die Lehrerin wertvolle pädagogische Winke schöpfen. Wenn sie versteht, sich für die Erlebnisse der Kinder „riesig" zu interessieren, wenn sie versteht, den Mitteilungstrieb des Kindes zu wecken, so bekommen die Kinder ein inneres Motiv, das sie zwingt, aus ihren Erlebnissen herauszutreten und sie anschaulich schriftlich und mündlich mitzuteilen. Man konnte beobachten, daß dieselben Kinder bei verschiedenen Lehrern ganz anders schrieben. Bei dem einem machten sie viel schlechtere Aufsätze als beim andern. Das kommt daher, daß die Kinder ihre Aufsätze unbewußt an ihren Lehrer adressieren. Wenn sie sich vom Lehrer geliebt fühlen, dann sind sie viel vertraulicher und offenherziger und schreiben ohne weiteres lebendiger. So erweist sich auch hier das Grundverhältnis zwischen Lehrerin und Kind als die Grundlage für alle Pädagogik und für allen Lehrerfolg. Ist dieses Verhältnis Liebe, so entwickeln sich dabei die Fähigkeiten des Kindes wie die Knospen unter den wärmenden Sonnenstrahlen. J. M.

Frauen des christlichen Altertums

Von Adèle Eggenschwiler, Solothurn. (Fortsetzung.)

Während das große Wirken der altchristlichen Mütter in der Stille der Familie blühte, erstreckte sich die sozial-charitative Tätigkeit der Diakonissinnen auf weite Kreise der alten Kirche. Die Epistel des 23. Sonntags nach Pfingsten, dem Philipperbrief des hl. Paulus entnommen, gibt uns einen kleinen Anhaltspunkt. Der Apostel erwähnt in diesem Text zwei Frauen Evodia und Syntiche, „die mit mir für das Evangelium gearbeitet haben in Gemeinschaft mit Clemens und meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen im Buche des Lebens stehen." Es handelt sich hier um ein eigentliches altkirchliches Amt. Plinius der Jüngere berichtet in seinem Brief an Kaiser Trajan von zwei jungen Christinnen, ministrae genannt, welche ihres Glaubens wegen angeklagt wurden. Oft findet man auf Grabinschriften in den Katakomben oder anderswo die Bezeichnung Vidua Dei. Es waren dies gottgeweihte Kirchendienerinnen, Witwen, die nur einmal verheiratet waren, und Jungfrauen. Wir wissen aus dem Leben der Mutter Jesu, daß schon im alten Testament Jungfrauen wie sie selbst und Witwen wie die Prophetin Anna in den an den Tempel angebauten Räumen wohnten und zum Tempeldienst auserkoren waren. Die klassische Stelle über das weibliche Diakonat findet sich bei Paulus im ersten Brief an Timotheus: „Als Witwe werde gewählt eine nicht unter 60 Jahren alte, die nur eines Mannes Frau gewesen, die das Zeugnis guter Werke hat, die Kinder aufgezogen, Gastfreundschaft geübt, den Heiligen die Füße gewaschen, Bedrängten Hilfe geleistet und jedem guten Werke nachgestrebt hat". Dieser vom hl. Paulus gegründete Stand ging zunächst aus den Witwen hervor. Schon früh schlossen sich dem Kollegium auch Jungfrauen an, und da auch sie den Witwenschleier trugen, so waren die Bezeichnungen Vidua-Witwe und auch diacona die allgemein gebräuchlichen. Durch Handauflegung des Bischofs wurde die Diakonissin geweiht, was wir z. B. aus dem Leben der hl. Witwe Olympia wissen. In noch jugendlichem Alter wurde sie vom Erzbischof Nectarius von Konstantinopel zur Diakonissin geweiht. Als solche erhielt sie vom hl. Kirchenlehrer Chrysostomus siebzehn Briefe voll erhabener, trostreicher Lehren, als sie arm und verlassen in der Verbannung lebte, die ihr der oströmische Kaiser Theodosius auferlegte, weil sie die von ihm gewollte zweite Ehe nicht eingehen mochte. Die Diakonissinnen lebten für die Kirche, schenkten ihr ihre irdischen Güter, und diese mußte im Alter für sie sorgen. An großen Kirchen lebten sie gemeinsam unter einer Vorsteherin, wie uns die Biographie der hl. Macrina erzählt, der Schwester des großen griechischen Kirchenlehrers Basilius, welche unter der Führung der würdigen Lampade in einer kappadozischen Frauengemeinde lebte. Die Diakonissinnen verrichteten in der altchristlichen Kirche große Werke der Liebe und Barmherzigkeit. Sie sorgten liebevoll für die Armen und Kranken ihrer Gemeinde und nahmen die Pilger auf. Der Apostel Paulus weilte auf seinen ausgedehnten Reisen gerne bei diesen frommen Frauen. Eine römische Grabinschrift nennt eine edle Diakonissin Manlia Daedalia „Mutter der Armen". Eine andere mit Namen Fabiola gründete in Rom das erste öffentliche Spital. Auch Kirchengesang und Schmuck des Gotteshauses war den Diakonissinnen anvertraut. Sie führten die Braut zum Altar und gaben allen verstorbenen Frauen ihrer Gemeinde das letzte Ehrengeleite. Auch besuchten sie die Christen unter den Heiden, was den Priestern oft nicht möglich war. Die Diakonissinnen bereiteten die Frauen zur Taufe vor und leisteten ihrem Geschlecht bei der heiligen Handlung wertvolle Liebesdienste. Damals wurde wie heute noch in der griechischen und russischen Kirche durch Untertauchen und nicht durch Besprengen getauft. Dann legten sie den Getauften das weiße Taufkleid um und stellten sie dem Bischof vor. In der Kirche hatten diese heiligen Frauen einen Ehrenplatz und führten die Aufsicht über Frauen und Mädchen. Die Geschlechter hatten ihren eigenen Eingang und waren in der Kirche streng getrennt. Vielseitig war somit die Tätigeit der Diakonissinnen. Mit der fortschreitenden Christianisierung hörte Unterricht und Taufe der Erwachsenen auf. Klösterliche Gemeinschaften sorgten für die Armen und Kranken. So hörte das weibliche altkirchliche Diakonissenamt schon im frühen Mittelalter auf. Der Name entstand wieder in der protestantischen Kirche des 19. Jahrhunderts. Doch beschränkt sich diese Diakonisseninstitution auf die Krankenpflege. Ein helles Fünklein Diakonissengeistes glüht auch in den sozial-charitativen Bestrebungen der heutigen kath. Frauenwelt.

(Schluß folgt.)

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krietzeren (Kt. St. Gallen)

15. Jahrgang Nr. 3 14. März 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Liturgische Exerzitien — Meine lieben, opferwilligen Kolleginnen! — Zur Frauenstimmrechtspetition in der Schweiz — Vereinsberichte.

Liturgische Exerzitien

des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz vom 16.—20. April in „Stella maris“, Rorschach.

Demnächst werden die Einladungskarten zu Exerzitien und Generalversammlung pro 1929 unsern Vereinsmitgliedern zugestellt.

Mit Folgendem möchten wir besonders auf die liturgischen Exerzitien dieses Frühjahres aufmerksam machen. Es ist uns gelungen, als Leiter derselben Hochwürden Herrn P. Prior Dr. Albert Hemmenstede von Maria Laach zu gewinnen, also eine Autorität auf dem Gebiete der liturgischen Erneuerung. Manche unserer lieben Kolleginnen hörten den hochverehrten Herrn sprechen an der letztjährigen Maitagung der Sektion „Gallus“, und erinnern sich gewiß heute noch freudig und dankbar seiner tiefgründigen, ungemein fesselnden Vorträge, bei denen alles „Auge und Ohr“ war.

Möchten nun erst recht viele Lehrerinnen dem Rufe zu diesen stillen Gnadentagen Folge leisten! Der hochwürdige Herr P. Prior wird es verstehen wie kein anderer, uns klar den Weg zu weisen zu tieferem Erfassen unserer Lebensaufgabe, welche ist die Selbstheiligung im Dienste Gottes. Möchten besonders jene Kolleginnen, welche noch nie liturgische Exerzitien mitgemacht und vielleicht diese und jene Bedenken haben gegen das liturgische Mitleben und Beten mit der Kirche, diese selten schöne Gelegenheit benützen, um zu besserem Verstehen und damit zu beglückender Teilnahme an den reichen Gnadenschätzen unserer hl. Kirche zu gelangen. Und sollte die Teilnahme an den hl. Uebungen auch Opfer kosten, da sie mancher Kollegin mitten in die schöne Ferienzeit fallen, bringen wir das Opfer der guten, ja vortrefflichen Sache zulieb. Lassen wir den lieben Gott walten. Er wird uns wunderbar erhalten und aus dem Ferienopfer eine unerschöpfliche Ferienfreude machen.

Also auf zu den stillen, beseligenden Tagen der Einkehr im freundlichen „Stella maris“!

Meine lieben, opferwilligen Kolleginnen!

Unser Verein hat viele gute Einrichtungen; aber das Beste von allem, was wir haben, sind doch die heiligen Exerzitien. Wir wollen diese Quelle des Segens und des Friedens uns und der Zukunft zu erhalten suchen.

Nun haben letztes Jahr Turnkurs und unsere Beteiligung an der „Saffa“ die Vereinskasse sehr erschöpft. (Cirka 2000 Fr.) Das kleine Vereinsvermögen muß angegriffen werden. So darf es nicht weiter fortgehen, und am allerwenigsten sollen die Exerzitien darunter leiden,

Darum erinnere ich Sie hiemit an den Beschluß der Delegiertenversammlung vom 1. Oktober 1928, in jeder Sektion eine Sammlung für die Exerzitienkasse zu veranstalten.

Wer letztes Jahr eine Arbeit für die „Saffa“ geleistet, hat dadurch unserm Verein einen Dienst erwiesen. Mit bestem Dank an die braven Ausstellerinnen verbinden wir die Bitte, uns nicht zu zürnen, daß deren Kosten leider aus verschiedenen Gründen erst jetzt beglichen werden können. Der Zentralvorstand bedauert dies sehr.

Viele haben nicht ausgestellt und konnten sich am Erfolg der andern freuen; diese sind nun vielleicht doppelt gerne bereit, durch ein kräftiges Scherflein unsere Not zu lindern. So wird durch

Sammlung für die Exerzitien der erschöpften Kasse Hilfe geleistet.

Auf denn, zur frischen, fröhlichen Sammlung für unser Bestes und Liebstes! Keine bleibe zurück! Mögen alle Sektionen ihre Wertschätzung der heiligen Exerzitien dadurch bekunden, daß sie mir bis spätestens 1. August eine hübsche Summe hieher senden.

Aarau, 4. März 1929.

Marie Keiser.

Zur Frauenstimmrechtspetition in der Schweiz

(Eine Antwort auf den betr. Artikel in Nr. 2.)

Liebe Freundin!

Deinen offenen Brief in diesem Blatte über die wieder akut gewordene Frauenstimmrechts-Bewegung kann ich — dank einer angeborenen polemischen Neigung — nicht unbeantwortet lassen, umsoweniger, als anzunehmen ist, daß sich vielleicht niemand unter der Leserwelt befindet, der in diesen Spalten eine Kontroverse losläßt.

Ich habe allerdings schon vor zwei Monaten im Namen mehrerer Gleichgesinnten durch einen politischen Artikel in einer der bekanntesten katholischen Tageszeitungen der deutschen Schweiz meine Stellungnahme in unserer Frauenfrage und meine Ablehnung der von Dir erwähnten Resolution des Schweiz. Kathol. Frauenbundes bekannt gemacht. Aber ich möchte mir erlauben, das Problem hier nochmals zu erwägen, und zwar von andern Gesichtspunkten aus als dort. Argumente „für" und „gegen" werden ja jetzt im ganzen Lande herum genugsam erörtert, und es heißt eigentlich Wasser ins Meer tragen, wenn man immer wieder die gleichen aufzählt und kommentiert. Doch zur Sache! —

Lieb ist mir, daß Du gleich vorausschickst, daß Du prinzipiell d a g e g e n bist.

Auch ich will mit offenem Visier weiter kämpfen, und Dir an erster Stelle klar gestehen, daß ich immer und ganz d a f ü r bin! — Der erste Grund zu meinem Auftreten ist derjenige unserer welschen Miteidgenossen, die „équité". Wenn es stimmt, was vor einigen Tagen in einer orientierenden Zürcherkonferenz gesagt wurde, so gibt es heute in der Schweiz 637,000 alleinstehende und zum größten Teil erwerbstätige Frauen. Es ist demnach eine richtige soziale U n gerechtigkeit, daß gerade solche Leute, die beweisen, daß sie mit ihrer Existenz allein fertig zu werden verstehen, vom öffentlichen Mitspracherecht ausgeschlossen sind. Bei Gelegenheit der Getreideabstimmung vom 3. März erfahren wir, daß es zirka 700,000 Stimmberechtigte im Lande hat. Nehmen wir an, gut die Hälfte dieser Zahl sei verheiratet, so würden wir zweifelsohne das numerische Uebergewicht erzielen.

Als zweiten Grund, liebe Freundin, gebe ich Dir ohne weiteres den Selbsterhaltungstrieb an, wobei ich es jedoch nicht unterlassen möchte zu bemerken, daß Moral und Geschichte immerhin erkannt haben, daß der Mann das egoistischere Geschlechtswesen von beiden ist. —

Mein dritter Grund heißt Fortschritt und Entwicklung. Du zitierst so schön die alten und neuen Heiligen und zauberst uns so rührend das Ideal der Stillen, Verborgenen, Bescheidenen, Fürsorglichen unter den Frauen aller Zeiten vor die gehetzten und rastlosen modernen Blickfelder unserer Augen! Das ist sehr erbauend, und es wäre noch manche unter uns, die innerlich glücklich und äußerlich zufrieden wäre, wenn sie im Verborgenen blühen, an ruhiger Stelle wirken und in bescheidenen aber gesicherten Verhältnissen ihren Lebensabend verbringen dürfte. Das laute Wesen, die geräuschvolle Daseinsform, der gehetzte Lebensgang ist vielen nicht angeborene Eigenart und wenigeren noch Bedürfnis, aber die Umstände zwingen die meisten erbarmungslos dazu. Der Mann hastet von Erfindung zu Erfindung, er erforscht alle Erden- und Wissensgebiete unermüdlich, er eröffnet der Kunst und Literatur neue Möglichkeiten, ja selbst in der religiösen Domäne, genauer gesagt in der Anwendung und Ausübung unserer religiösen Bedürfnisse hören die modernen Einrichtungen nicht auf. Man denke nur an die Beheizung selbst der größten Kirchen, an die Kirchen mit angebauter Autogarage, an die Elektrifikation der Beleuchtung und des Orgelwerkes, an die Schalltrichter bei Riesenkongressen, an die Radiopredigten u. s. f. Wem fällt es noch ein, mit Erbsen in den Schuhen zu wallfahrten, jetzt, wo Geistlichkeit und Laienwelt per Extrazug, Autobus, 50,000 Tonnendampfer an die heiligen Orte eilen und dort in den modernsten Riesenhotels und Hospizien absteigen? Alles muß „up-to-date" sein, wie der Brite sagt, nur in einer Frage soll ewiger Stillstand herrschen, und das ist in der p o l i t i s c h e n Stellung der Frau auf Erden! Der Frau politische Rechte und Pflichten zuteilen, die gleichen gar wie dem Mann, davon kann keine Rede sein! In diesem Punkte versteht der, sonst immer gutmütiger werdende Eidgenosse absolut keinen Spaß: die Frau, sei sie alt oder jung, akademisch gebildet (wie der Mann!) oder Analphabetin, reich oder arm, sie soll auch heute noch ebenso wenig irgendwelchen Anteil am politischen Staatswesen haben, wie zur gemütlichen Postkutschenzeit! Warum, so möchte ich die Gegner

und Gegnerinnen dieses Zugeständnisses fragen, haben denn unsere Väter, Brüder, Gatten, Söhne, Onkel, Neffen nicht Halt geboten, als die Mädchen und Frauen in Stadt und Land den häuslichen Herd verlassen mußten, um an die Arbeit, und oft welche widernatürliche, mechanische und seelenlose Arbeit, zu eilen, um jenseits der Meere eine neue Heimat zu gründen, schutzlos und allein allem preisgegeben? Warum bewahrten sie sie nicht vor dieser Entwicklung? Wohl weil die Verhältnisse stärker sind als sie, oder auch weil der Mann ohne Rücksicht auf seine Gefährtin vorwärts drängt. Noch ist der Begriff der Eugenik (Rassenverbesserung) nicht in die Volksmasse gedrungen; wenn sich die Allgemeinheit aber einmal ihrer Bedeutung bewußt sein wird — und soweit wird es die Biologie und Pädagogik sicher bringen — dann bleibt doch logischerweise auch dem Schweizer nichts anderes mehr übrig, als sich in der Ehe und Familie, im Beruf und im Staate eine gleichwertige (wenn auch anders geartete), vollentwickelte, politisch gleichdenkende Schweizerin zur Seite zu haben. Meinst Du nicht auch?

Verzeihe, beste Freundin, wenn ich noch etwas fortfahre, um das Problem noch von einer andern Seite zu beleuchten! Ich habe in meinen Studienjahren auch etwas Dialektik getrieben, und verfalle also jetzt auf den Trick, nicht die Sache selbst, also Deine Gegnerschaft anzugreifen, sondern die Person, beziehungsweise Personen, die gegen die Sache sind, unter die Lupe zu nehmen.

Du darfst es mir glauben, daß der nachstehende Satz das Ergebnis einer in vielen Lebenslagen und Ländern gemachten persönlichen Erfahrung von mir ist: „Je vollwertiger, je männlicher und moralisch hochstehender ein Mann ist, desto höher schätzt er die Frau, und desto großmütiger und aufrichtiger steht er für ihre Rechte ein!" Diese „empirische Weisheit" dient mir seit langem (auch ohne an das leidige Stimmrecht zu denken) als Prüfstein für den Charakterwert der Herren der Schöpfung, mit denen ich es, in meinem leider sehr wechselreichen Dasein, zu tun habe, und ich versichere Dich, daß ich in meinem Urteil selten fehlgegangen, weder bei alt und jung, weder bei hoch und niedrig, in der Familie sowie in der Gesellschaft, im Berufe sowie im Staatsleben. Im Stillen teile ich die Gegner der modernen Frauenbewegung — vom giftigsten Weiberfeind bis zum schüchtern protestierenden gutmütigen und weltenfernen Gelehrten, vom Kanzelredner bis zum atheistischen Proletarier, vom Chefredaktor bis zum Bauernknechtlein — ungefähr in folgende Kategorien ein:

Da sind zuerst die „Pascha-Naturen", die sich durch die bloße Erwähnung des verpönten Themas schon in ihren ewig festgesetzten Rechten gekränkt fühlen. Sie klopfen sich mit großer Geste auf die absolut fühlende Brust und sagen mit Ludwig XIV.: „L'Etat c'est moi!" —

Dann kommen die Zauderer und Nörgler, die brummend zugeben, daß ja endlich im 20. Jahrhundert die Frauenarbeit und -intelligenz einiges Mitspracherecht erworben habe, aber nur ja, um Gotteswillen, sich nicht aller Vorrechte im Staate begeben wollen, wenigstens nicht auf einmal! Die Frauen, wenigstens ihrer viele, könnten ja nicht fähig sein, ihre Rechte und Pflichten zu erfassen (ob es wohl alle Männer sind?). Oder: so viel Geschenke auf einmal könnten sie gar übermütig und rebellisch werden lassen! (Als ob dem 20jährigen — öfters sehr unreifen — Jüngling die politischen Rechte ratenweise verliehen würden!)

Eine dritte (unangenehme) Kategorie sind die Ignorierenden. Sie sind allerdings etwa aus angeborener oder dann aus absichtlicher Dummheit unwissend über die ganze Bewegung. Dazu zähle ich diejenigen, welche meinen, mit einem blöden Scherzwort oder gar einer brutalen Verspottung sei die ganze Sache für sie und die übrigen abgetan oder auf unabsehbare Zeit zur Seite geschoben: „Car tel est mon bon plaisir", steht auf ihren Gesichtern geschrieben, wenn Du mit ihnen darüber zu sprechen anfängst. — Welche soziale Bewegung hatte aber nicht mit solchen Leuten zu tun? Wie wegwerfend behandelten politische Führer und Kapitalisten zum Beispiel die Entstehung des Sozialismus noch vor etlichen Jahrzehnten! Und heute?! —

Es ist für mich — und wohl auch gegen Deinen Willen für Dich — eine logische Folgerung, daß die im „männlichen Lager" aufgezählten Gegner ihre adaequaten Typen (es muß unter uns offen herausgesagt werden) leider auch im eigenen Lager haben. Denn — und das ist ein zweiter Erfahrungssatz von mir, den allerdings auch schon andere vor mir aufgestellt haben — die größte Feindin der Frau ist die Frau selbst. Merkwürdig! Ein Mann — selbst wenn er moralisch minderwertig ist — wird nur in außergewöhnlichen Umständen von der gesamten Männerwelt verworfen, verurteilt und vernichtet. Er findet — trotz der „bekannten" Herzenshärte des stärkeren Geschlechts — fast immer noch einen Geschlechtsgenossen, der einen guten Faden an ihm läßt oder eine Entschuldigung für das Begangene findet. Auf eine Frau, die ein Verbrechen auf sich lädt, die vielleicht nur einen kleinen Fehltritt tut, ja nur den Schein gegen sich hat, stürzt sich, ohne Zusehen oft, eine entsetzlich große Meute von ihresgleichen, um sie erbarmungslos zu zerstören.

In der Tat: da können wir liebebedürftigen und liebefähigen Wesen noch etwas vom Manne lernen!

Da wir nun aber allzumal Sünderinnen sind, will ich absichtlich in Eile noch diese Typen skizzieren: Das Gegenstück des Herrenmenschen ist sein schüchternes, alles außer dem Mann und den Söhnen vergessendes Hausfrauchen, zur Abwechslung auch eine Schmeichelkatze, ganz „Weibchen". Der Mann samt allen seinen Mängeln ist ihr Idol, man darf ihm doch nicht mit Ansprüchen und Rechten der Frau kommen! —

Den Zauberern kommen die Tausende von Frauennaturen entgegen, die vor lauter Wenn und Aber nie zu einem frischgewagten Schritte und einer tatkräftigen Mithilfe kommen. Hier hinein gehören die jungen und ältern Mädchen, die meinen, sie würden sich durch das offene Mithalten die Heiratschancen verderben. Dann auch die einseitig religiös Veranlagten, die im Hintergrunde 101 Bedenken hegen, der liebe Gott, bezw. sein Mittler auf Erden, nehme es übel auf, wenn sie einmal an ihre und ihrer Mitschwestern Interesse in rein irdischen Sachen denken und dafür handeln! Den männlichen Ignoranten in der Sache entsprechen naturgemäß die weiblichen, deren es — wie die Männer immer wieder feststellen — eine ganze Menge gibt. Sie sind zu unterscheiden in solche, die nichts wissen können, und solche, die nichts wissen wollen. Bemerkenswert ist, daß diese spezielle Unwissenheit im umgekehrten Verhältnis zur genossenen Bildung steht, d. h. daß die untern Volksschichten viel besser über dieses Gebiet unterrichtet sind, genauer gesagt, sich unterrichtet haben und fortwährend unterrichtet werden, als die obern. Je besser die materielle Lage der Frau ist, je sorgloser ihre Existenz ist, desto weniger kennt sie eben den Kampf, den ihre Mitschwestern oft bloß um das bloße tägliche Brot zu führen haben.

An diesen genannten Klippen wird denn auch sicher noch diesmal das Resultat der Petition und der darauf folgenden Beratung der Bundesversammlung scheitern. Es wäre demnach klug von uns Petitionärinnen, wenn wir uns, wie die vorigen Male auch schon, auf eine negative Antwort gefaßt machen. Aber wir werden den Mut nicht verlieren und tapfer weiter arbeiten und vorbereiten, denn „steter Tropfen . . .". Das Beste aber, was wir tun könnten, wäre, wie eine schicke welsche Eidgenossin ironisch meinte, nicht mehr hinter dem Stimmrecht, dieser Erfindung der Männer, herzulaufen, sondern an seiner Stelle etwas anderes, Besseres und Schöneres erfinden.

Nun bin ich am Ende meiner Epistel angelangt, obschon ich Dir eigentlich noch gerne einige Deiner Behauptungen widerlegt hätte, wie die Befürchtung, daß durch unsern Eintritt in die politische Arena, unsere Weiblichkeit verloren gehe (sie ist ja in den Ländern mit Frauenstimmrecht auch nicht verloren gegangen), das Familienleben zerstört werde (es wird es auch durch das übertriebene Vereinegründen und -züchten), der bloßen Erweiterung der Parteien gerufen werde (wobei ja nicht bewiesen ist, daß die Frau inner- und außerhalb ihrer Partei nicht gerade durch ihre Eigenart bessere Bedingungen und Verhältnisse zu den gegnerischen Gruppen schaffen könnte).

Aber ich will schließen in der schwachen Hoffnung, Dich, liebe Freundin, oder vielleicht die eine oder andere der verehrten Leserinnen des Blattes, durch den einen oder andern Gedanken doch noch unserer gerechten und notwendigen Sache kurz vor deren Entscheid wohlgesinnt oder -geneigt gemacht zu haben, und verbleibe — trotz gegensätzlicher Ansicht in dieser Sache — in Freundschaft Deine getreue

H . . r.

Vereinsberichte

Sektion Solothurn

Die leuchtende Sonne lockt Samstag, den 23. Febr. 1929, aus der geheizten Stube Wie wohlig, die milde Himmelswärme auf sich einwirken zu lassen! Im Gasthof zu „den Wirten" in Solothurn tagen wir. Auch zwei liebe Kollegunnen aus dem Kanton Bern erfreuen durch ihr Erscheinen

Der hochw. Herr Kaplan Pfluger, Solothurn, hält ein gediegenes Referat über „Die römische Frage". Seine Ausführungen über die Entstehung des Kirchenstaates stellen fest, daß die Päpste die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat nicht suchten; sie wurde ihnen aufgebürdet.

Die Geschichte von der Wegnahme offenbart die Zerstückelung Italiens im Mittelalter und die Schwankungen und Aenderungen, denen der Kirchenstat durch die Kriege ausgesetzt war. Sie erzählt von der vollendeten Wegnahme des Kirchenstaates, bei der das Freimaurertum seine große, möglichst geheime Rolle spielte. Papst Pius der IX. konnte die Bestimmungen des Garantiegesetzes vom Mai 1871 nicht annehmen. Er und seine hohen Nachfolger waren Gefangene im Vatikan.

Ministerpräsident Crispi äußerte einmal: „Das ist der größte Staatsmann, der die römische Frage löst". Mussolini dämmt die Macht des Freimaurertums. Unser großer hl. Vater, Pius XI., schafft Boden zum nachhaltigen Frieden. Die lenkende Hand des Weltenkönigs „Christus" führt die beiden großen Männer zur Lösung der römischen Frage, endgültig, nach vielen Verhandlungen am 12. Februar 1929. Laut Konkordat muß der Staat Italien die kirchliche Eheschließung anerkennen. Das sehr belehrende Referat — obige Angaben bilden dessen Gerippe — fand dankbare Zuhörerinnen. „Vergelt's Gott" nochmals! Gottes Hand schütze die wiedererlangte Freiheit unseres hl. Vaters!

Natürlich kam beim gemütlichen Abendimbiß auch das Frauenstimmrecht zur Sprache. „Us wär's härzlig wohl ohne das."

S. Fr.

15. Jahrgang Nr. 4 11. April 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Wie der Franz die Ostern machte — Frauen des christlichen Altertums — Totenglöcklein.

Wie der Franz die Ostern machte

Studie aus dem Appenzeller Volksleben.

Reichtum

Von Frühlingswiesen umsäumt,
Am fröhlichen Plauderbach,
Da stehet braun und verträumt
Ein Häuschen mit Schindeldach.

Mit Stuben niedrig und klein
Und Winkelchen morsch und alt.
Da mag wohl die Armut sein?
Die Armut bitter und kalt?

Die Armut — meinet die Welt —
Doch du, lausch tiefer und still
Dem Reichtum, den es enthält,
Von dem ich erzählen will.

Verborgen ist hier ein Schatz
In Not und Arbeit und Schmerz:
Da findet bescheidnen Platz
Der „Zischge“ goldenes Herz.

Im Appenzellerländchen wird es Frühling. Die Lawinen gehen nieder am Alpsiegel und Marwies. Auch droben in Brülisau erwacht scheu der Lenz. Die Matten grünen. Der Kirchbach plaudert mit dem blauen Himmel und die Bachstelzchen hüpfen wieder von Stein zu Stein. Die Buben streifen in den Stauden herum und die Mädchen wissen die schönsten Veilchenplätze. Wie Sammt leuchten die Wiesen, denn ein besonders feiner Rasenteppich ist Spezialität dieses Ländchens. Alle Bauernhäuser sind übergossen vom Frühlingssonnenschein.

Auch vor dem Meßmerhäuschen blühen Schlüsselblumen. Die Säge knarrt eintönig und summt mit dem Bach eine Melodie. Der Meßmer und sein Bube ziehen gemütlich daran. Hie und da geht dem einen oder andern das Pfeiflein aus, und dann wird der Tabaksack herausgezogen und neu eingestopft. Die beiden sind sehr wortkarg und auch sonst ist es still im Haus. Man würde nicht glauben, daß drei Parteien hier daheim wären. Und doch ist es so. Da wohnt erstens der Meßmer mit seinen zwei Buben und zwei Mädchen, seine Frau haben sie im Sommer auf den Brülisauer Friedhof getragen. Dann zweitens der „Chollersbueb“, oder der Johann Anton Manser, wie sein richtiger Name heißt. Das ist ein alter, lediger Bueb, der auch so eine Art Gemeindebeamteter ist. Er ist nämlich Läuter, holt die Palmen am Palmsonntag, hilft das hl. Grab aufrichten, und so gibt es noch viele Dinge zu tun, wo der „Chollersbueb“ unentbehrlich ist. Und eben aus diesem Beweggrunde hat er es für vernünftig gefunden, in der Nähe des Meßmers zu sein, und hat sich, seit dessen Frau tot ist, im Meßmerhaus stationiert. Die Stube und Küche bewohnt er mit der Meßmerfamilie zusammen, und oben hat er seine Kammer.

Die dritte Persönlichkeit dieses Hauses, oder eigentlich die zwei, welche zusammen gehören, sind die „Zischge“ und der Franz, besser bekannt noch unter den Namen „Baschi-Medl“ und „Murer-Franz“. Es ist dies kein Ehepaar, auch kein „wildes Pärchen“, o nein, von so was wissen die Brülisauer nichts. Die Zischge ist eine ehrbare alte Jungfer und der Franz ein alter brummiger Italiener, der sogar vor vielen Jahren eine Frau gehabt hatte, als er noch im Rheintal drunten Maurer war. Aber jetzt ist er schon so lange in Brülisau, daß alle ihn als dazugehörig betrachten. Das bringt auch schon sein Amt mit sich, denn er ist Totengräber und hat schon manchem braven Bäuerlein und manchem Muetterli das Grab geschaufelt. — Ansehnlich ist der Murer-Franz gerade nicht; zwar wie man's nimmt, seine Nase und das ganze Gesicht leuchten in allen Farben, denn das Totengräberamt macht Durst, und da schwenkt

der Franz denn oft um die Kirchenecke herum, dem „Rößli“ zu, wenn er einen Zweibätzler im Sack hat, und dafür sorgt er schon, denn wozu wäre sonst die Zischge da?

Ja, die Zischge, die liebe, alte Zischge. Warum sind die zwei beisammen, würdest du fragen, wenn du dies ungleiche Paar sehen könntest, die seelengute, fromme Zischge und der alte Flucher? Das kam so. Zischgens Vater war vor vielen Jahren Totengräber gewesen und hatte als solcher das Stübli und zwei Kammern im Meßmerhaus zu bewohnen, weil dies nebst Schul- und Pfarrhaus das einzige Gemeindehaus ist. Seine Tochter begann dann auch ein Lädeli, in welchem man Zucker, Petrol, Schuhbändel, Kaffee, Schokolade, Knöpfe und was die Brülisauer etwa nötig haben, erhalten kann. Dann starb der Vater, und die Zischge hatte schrecklichen Kummer, sie werde jetzt hinausgewiesen aus dem Meßmerhaus. Daran dachte aber kein Mensch. Und als dann der „Murer-Franz“ daher kam und sich zu diesem Amte meldete, war die Lösung gefunden. Der Franz kam zur Zischge und sie blieb in der Wohnung, die ja eigentlich ihm gehörte und versorgte ihn mit dem übrigen: Kost, Waschen, Flicken und etwas Taschengeld getreulich. Alles tat sie um Gottes Lohn, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre. Sie meinte nur: „S'wird ebe so Gotts Will si.“ Die Brülisauer sind halt noch nicht so kompliziert, daß sie zuerst hundert und einen um Rat fragen, was zu tun sei, und dann Verträge abschließen mit Haken und Häklein. Wenn einer daher kommt und Hunger hat, so sagen sie: „Trink au e Beckeli Kaffi“, oder wenn es schon nachtet: „Blieb do, e Plätzli hemer o no!“ — So war die Zischge schnell bereit zum neuen Leben. Und sie machte es nicht wie andere und klagte nachher, daß alles schlecht herausgekommen sei; sie war still und zufrieden. Und wenn der Franz schimpfte und fluchte, so saß sie über die Stickarbeit gebeugt und erwiderte nichts. So lebten die zwei über zwanzig Jahre zusammen. Die Zischge führte ihr Lädeli, stickte nebenbei und machte jeden Freitag Botengänge nach Appenzell und St. Gallen, trug viele hundert Eier, ja es mögen jetzt viele tausend sein ins „Dorf“ oder in die Stadt. Dabei nahm sie für Pfarrers oder Lehrers etwa heim, was sie brauchten. Jeden Morgen aber in der Frühe kniete sie im Kirchlein. Und wenn im Frühling niemand kam und das Bergfriedhöfchen jätete, rutschte die Zischge auf ihren Knien herum Tag für Tag und besorgte dies, ohne Auftrag und ohne zu fragen, wer ihr dafür danke oder gar den Lohn gebe. Sie war eigentlich immer glücklich und zufrieden.

Aber heute trauert die Zischge. Was hat es denn gegeben? Sonst konnte sie sich immer so herzlich freuen, wenn der Frühling kam, wenn die ersten Blumen vor dem Hause blühten und unter ihrem Dach beim Lädeli die Schwälblein wieder eingekehrt waren. — Heute mag sie nicht herausschauen, geschweige denn ums Haus herum ihren Rundgang machen und mit dem Meßmer-August plaudern. Sie sitzt im Stubenwinkel bei der Stickarbeit, aber das Sticken geht auch nicht, denn die Zischge muß immer wieder das rote Schnupftuch herausziehen und die Augen und die Brille abputzen. Das Buseli streicht ganz nah an ihrer Schürze herum und schnurrt ihr recht liebreich ins Ohr, aber es wird heute nicht gestreichelt. Und der Haarpfeil ist ganz schief auf dem Kopfe. Das ist einfach nicht die alte Zischge mit dem fröhlichen Humor. — Sie hat aber auch einen tiefen Kummer und zwar wegen Franz. Dem geht es gar nicht gut mit seinen achtzig Jahren. Er fällt aus den Kleidern, wird immer blauer im Gesicht, mag nicht essen und nur schimpfen. Kaum tragen ihn seine Beine noch ins „Rößli“ hinunter. Jetzt kommt Ostern. Und da meinte die Zischge vor ein paar Tagen, er solle doch seine Andacht machen. Aber dieser Rat ist gut angekommen. Der Franz fluchte, daß es ein Graus war, über das „ceibe alt Meitli“, über den Pfarrer und die ganze Welt. Als die Zischge am Samstagmorgen den Franz in etwas weicherer Stimmung fand, sagte sie, er solle gerade mit ihr zur Kirche kommen, jetzt sehe ihn niemand und der Pfarrer wolle ihm gerne Beicht hören; da zog er brummend die Sonntagshosen an und ging also. Schon jubelte das alte Zischgenherz. Aber o weh, als Franz fünf Minuten in der Kirche kniete, kochte schon der Zorn in ihm auf, er nahm sein Hüetli, brummte laut: „De ceibe Farrer cundere nid“ und stampfte davon. Die Zischge war ganz bleich geworden, aber was wollte sie sagen, für heute war's aus. Sie wartete ein paar Tage, betete fest für den Franz und fing dann wieder an:

„Du Franz, sötsch gi bichte.“ Aber der kehrte sich auf dem alten Kanapee ruhig um und schnurrte:

„Zu dem ceibe Farrer gonere nid bichte.“

Da meinte die Zischge:

„Du chast jo zu de Kapuzinere is Dorf.“

Franz brummte noch etwas, fand aber diese Idee einleuchtend, zog am andern Tag wieder die Sonntagshosen an, suchte noch in Zischgens Kasseli etwas und machte sich langsam auf den Weg. Das war gestern gewesen. Den ganzen Tag bangte die Zischge daheim im Stübli. Und als es schon dunkelte und der Franz noch nicht gekommen war, zog sie eine saubere Schürze an und das Kopftuch und wollte ins Rößli hinunter, denn ihr dämmerte die

Meinung, der Franz könnte dort sitzen. Und wenn er nicht dort wäre, würde der Rößlibeck ihn sicher suchen geh'n.

Und sie hatte nicht falsch geraten. Schon vor der Türe hörte sie Franzens Stimme drinnen in der Backstube. Sie ging hinein, machte ein freundliches Gesicht trotz dem Schnapsgeruch und konnte kaum erwarten, bis sie zum Worte kam. Endlich fragte sie:

„Franz, hesch bichtet?" (Schluß folgt.)

Frauen des christlichen Altertums

Von Adèle Eggenschwiler, Solothurn. (Schluß.)

Schon früh blühte das klösterliche Leben. Versetzen wir uns in Gedanken nach Rom zu früher Morgenstunde. Die strahlende südliche Sonne zerteilt die weißen Nebel, die sachte vom Tiber aufsteigen, und umspielt das neue Kreuz auf dem Kapitol mit goldenem, wundersamem Leuchten. Drei Frauen, eine römische Matrone im dunklen Witwengewand und ihre zwei blühenden Töchter, welche als einzigen Schmuck weiße Tuniken tragen, steigen schweigend zum aventinischen Hügel empor. Trotz ihrer Einfachheit entbieten ihnen die römischen Senatoren, die geschäftig zum Forum eilen, ehrerbietige Grüße. Die edlen Römerinnen gelangen vor den Palast der hl. Marcella, dessen reiner Marmor aus Paros den Aventin krönt. Einige arme Bettler sitzen am Fuße der breiten Treppe. Sie küssen ehrfurchtsvoll den Saum der wallenden Schleier, erheben ihre Hände und schließen sie freudig über dem anmutig gereichten, reichen Almosen. „Gesegnet sei die edle Paula und ihre erlauchten Töchter" klingt ihr dankbarer Ruf. Im Atrium, dessen Boden kostbare Mosaikbilder zieren, werden die Ankommenden von Marcella und ihren Frauen herzlich begrüßt. Trotz der christlichen Schwesternliebe, welche Herrin und Sklavin verbindet, klingt der übliche Gruß Alleluja der hohen Paula freudiger und triumphvoller entgegen, stammt sie doch aus der hochberühmten Familie der Scipionen und Gracchen. Groß wie ihre Vergangenheit ist ihre Tugend und ihr Wissen. Sie ist die gelehrteste Mitarbeiterin des großen schriftkundigen hl. Hieronymus. Paula und ihre liebliche jüngste Tochter Eustochium gehören schon längst der kleinen Klostergemeinde auf dem Aventin an. Seit dem allzufrühen Tode ihres Gemahls, des Consuls Toxotius, der schön und herrlich wie das sonnige Hellas war und sich rühmte, aus dem Königsgeschlechte des Agamemnon zu stammen, wollte Paula ganz eine Vidua Dei, eine gottgeweihte Witwe sein. Treubehütet von ihrer Mutter Paula und der edlen Marcella blühte Eustochium wie eine reine Lilie empor, ganz für die Lehren ihres Seelenführers Hieronymus entflammt, der ihr im Briefe „Welche Tugenden eine Jungfrau haben soll" gottbegeistert schreibt: „O Eustochium, meine Tochter, meine Schwester, du bist durch deine Geburt die erste der römischen Jungfrauen, mache deine Würde vollständig. Liebe die Einsamkeit deines Kämmerchens. Wenn du schweigen kannst, wird Gott zu dir sprechen." Blesilla, Paulas älteste Tochter, wurde von den aventinischen Frauen mit Freuden in ihren ernsten Kreis aufgenommen. Mit 19 Jahren schon Witwe wollte sie den herben Trennungsschmerz im Genußtaumel der damaligen verwöhnten Welt vergessen: die kostbarsten Kleider, kunstvoll aufgetürmter reicher Perlenbesatz im dunklen Lockenhaar, von denen eine einzige eine große Provinz galt, Siesta auf Purpurkissen, von weichen, durchsichtigen Gazen umhüllt, Spaziergänge in der bequemen Sänfte, wo auch nicht der heißeste Sonnenstrahl den fein geschminkten und gepuderten Wangen schaden konnte, dies alles nahm die Sinne gefangen und konnte doch das Sehnen und die Lebensmüdigkeit nicht heilen, welche die Ueberkultur einer untergehenden Rasse kennzeichnet. Von einem schweren Krankenlager war Blesilla seelisch völlig erneut aufgestanden und wurde nun die eifrigste Schülerin des hl. Hieronymus. Mit erstaunlicher, spielender Leichtigkeit lernte sie die harten, zischenden hebräischen Laute und wurde bald des Meisters beste Stütze im Uebersetzen der schwierigsten Stellen des hebräischen Originals. Schon wollte sie mit Mutter und Schwester in den Orient eilen, um das üppige Rom mit der reinen und herben Luft zu vertauschen, welche die Einsiedler der thebäischen Wüste um sich verbreiteten. An den Quellen wollte sie wie ihr großer Lehrer die ehrwürdigen Dokumente studieren. Da starb sie im Alter von 20 Jahren eines plötzlichen Todes und wurde statt ins irdische ins himmlische Jerusalem verpflanzt. Als der Sarg der jungen Patrizierin von einem goldenen Schleier umhüllt mit königlicher Pracht ins dunkle Grabmal der Scipionen gesenkt wurde, weinte der große, unerbittliche, oft stahlharte Streiter Hieronymus zum ersten Mal in seinem Leben. Es war dies tragische Ereignis im Jahre 384. Das Leid erhebt. Oben auf dem Aventin schritten Paula, Eustochium, Asella, Lea Perpetua und viele andere im christlichen Tugendleben weiter. Ihre gemeinsame Freundin, Mutter und Führerin war die greise Marcella, die als junge Witwe nach 7 Monaten glücklicher Ehe mit ihrer vortrefflichen Mutter Albina die klösterliche Gemeinschaft auf dem

Aventin gegründet hatte. Gebet und Studium der hl. Schrift im lateinischen und hebräischen Text und auch der Kirchenväter füllten den Tag aus. Dazu woben und nähten ihre feinen weißen Patrizierhände grobe Kleider, die sie selbst an die Aermsten verteilten, die in der Suburra, im ungesunden Kloakenquartier, ihr trübseliges Dasein fristeten. Als der hl. Benedikt 529 den ersten großen abendländischen Mönchsorden gründete, konnte er der Regel der hl. Marcella viel Gutes entnehmen, besonders das richtige Verhältnis zwischen geistiger und körperlicher Arbeit. Das schönste Zeugnis erteilt der hl. Hieronymus selbst seinen klugen und eifrigen Schülerinnen auf dem Aventin. Er nennt sie die „Ehre der römischen Frauen".

Der Mann greift ein in den ehernen Schritt der Weltgeschichte und vollbringt glänzende Geistestaten. Die Frau schafft am innern Wert eines Volkes. Nach seinen Frauen können wir ein Volk beurteilen, und ihre Stellung ist der Prüfstein der Civilisation. Die Kirchenväter, die dem altchristlichen Heldengeschlecht angehören, schätzen die Frau mit ihren reichen geistigen und seelischen Kräften. Die verheirateten Frauen, Witwen und Jungfrauen zeigten sich dieses Lobes in höchstem Grade würdig, und so konnte der große lateinische Kirchenlehrer mit Recht ausrufen: „Nicht das Geschlecht ist's, das die Starken zeugt, sondern die Tugend".

Totenglöcklein

Fräulein Rosa Saxer, Lehrerin, in Muri,
† 13. Februar 1929.

Es war am Aschermittwoch, als Jesus, der Mann der Schmerzen und Wunden, ans Krankenlager unserer lieben, unvergeßlichen Kollegin, Fräulein Rosa Saxer, Lehrerin in Muri, trat und sie zum letzten schweren Aufstieg auf den Kalvarienberg — zum Sterben einlud. Und siehe, Rosa sprach ihr kräftiges Fiat und folgte willig und ergeben ihrem Gotte hinüber in die Ewigkeit, mitten aus segensreicher Wirksamkeit, mitten aus der Vollkraft ihrer Jahre heraus.

Zwei kurze Wochen vorher war sie, nachdem sie noch bis 3 Uhr nachmittags Schule gehalten hatte, zu einer, wie sie glaubte, kleinern Operation im Spital Muri eingetroffen, hoffend, in wenigen Tagen ihre Arbeit wieder aufnehmen zu können. Doch in Gottes weisem Ratschlusse war es anders bestimmt. Auf die erste folgte eine noch schwerere zweite Operation, und als sich noch eine heftige Lungenentzündung hinzugesellte, erlag die kräftige, sportgestählte Natur.

Rosa Saxer wurde 1885 in Büelisacker bei Wohlen geboren. Dort verlebte sie ihre glückliche Jugendzeit. Nach Absolvierung der Bzirksschule Wohlen holte sie ihre berufliche Ausbildung im Seminar in Aarau. Ihre erste definitive Stelle fand sie im kleinen, abgelegenen Schmiedrued. Dort lebte sie glücklich ihrer Pflicht, und immer und immer wieder gingen ihre Gedanken so gerne zum Platze dieser ihrer ersten Wirksamkeit und Liebe zurück. 1917 wurde sie an eine Unterklasse der Gemeindeschule Muri gewählt. Schon nach zwei Jahren wurde ihr die Führung der Mädchenoberschule anvertraut. Ueber ihr edles Wirken möge folgende Stelle eines ehrenden Nachrufes aus Muri Zeugnis geben: „Fräulein Saxer war eine überaus tüchtige Lehrerin. Sie hatte eine hohe Auffassung von ihrem Berufe. Sie war nicht bloß eine Lehrerin fürs Leben, sondern vor allem eine Erzieherin und Bildnerin des Lebens und der Seele. Gott und die Seele waren ihre Leitsterne. Nicht die Schale, sondern der Kern, nicht das Aeußere, sondern das Innere, das was dem Leben den Inhalt gibt, war für sie ausschlaggebend. Auf den Unterricht bereitete sie sich gewissenhaft vor. Sie kannte nicht Ruhe und nicht Rast. Als ganze Persönlichkeit stellte sie sich ganz zur Sache. Keine Nörgelei und kleinliche Kritik konnte sie abbringen vom Wege ihrer Ueberzeugung und ihrer Prinzipien. Seltene Größe!"

Uns, ihren Kolleginnen, war lieb Rosa sel. ein leuchtendes Beispiel rastloser, unermüdlicher Weiterbildung. Wer kann die Kurse alle noch aufzählen, die sie besucht? Wer kennt noch all die Reisen, die ihrem wissensdurstigen Auge Heimat und ferne Länder erschlossen?

Aber über alles ging ihr doch die Pflege ihrer unsterblichen Seele. Sie hat sie immer wieder in die stille Einsamkeit der hl. Exerzitien geführt; sie hat sie in einer herrlichen, eigenen Bibliothek reiche Geistesnahrung finden lassen; sie vertraute sie treuen Führern an, und so ging es betend, leidend, kämpfend aufwärts, immer aufwärts, dem entgegen, der sie nun für reif befunden hat und der nun ihr überreicher Lohn sein wird.

Ja, teure Kollegin, du hast nun Ruhe gefunden in Gott. Aber gelt, du vergissest uns nicht! Erbitte uns am Throne des Allerhöchsten Segen und Hilfe für unser Arbeiten und Streben, unser Ringen und Kämpfen. Auf Wiedersehen! R. St.

15. Jahrgang Nr. 5 16. Mai 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Professor Dr. Ignaz Klug über „Mutterschaft und Mütterlichkeit“ — Wie der Franz die Ostern machte — Kindertränen — IV. Schweizerischer katholischer Frauentag — Lehrer-Ferienheim Habichtshof — Briefkasten.

Professor Dr. Ignaz Klug über „Mutterschaft und Mütterlichkeit“

von P. R. H., Sarnen.

Was unserm Herrn und Meister, da er auf Erden wandelte, so manche Seele gewann, das war seine weltumspannende Liebe zu den Menschen, sein wunderbares Sicheinfühlen in alle ihre leiblichen und seelischen Nöte, sein liebevolles Ertragen und Verstehen ihrer zahllosen Schwächen und das brennende Verlangen nach der Heiligung und Rettung ihrer Seelen.

In der Kirche Gottes treten von Zeit zu Zeit Männer auf, in denen Christus in besonderer Weise Gestalt gewinnt, Lehrer des Volkes, Führer der Seelen, die in hohem Grade das Abbild des Urbildes Jesu sind, deren ganzes Leben der Aufklärung der Geister, der Erschließung der ewigen Wahrheiten, der lichtvollen Begründung der christlichen Weltanschauung, der Befreiung aus den Banden des Bösen geweiht ist . . . Eine solche Persönlichkeit war sicher auch der durch seine herrlichen Bücher weit herum bekannte Passauer Professor Dr. Ignaz Klug, der mitten im besten Mannesalter aus einem ungemein tatenreichen Leben jäh herausgerissen wurde. Am 3. Januar dieses Jahres erlag der etwas mehr als Fünfzigjährige einem Herzschlag.

Seine literarische Tätigkeit war umfassend. Ein Schüler Schells hatte Dr. Klug sich zuerst der Apologetik zugewandt und die drei feinsinnigen, tiefen, die ewigen Wahrheiten oft in hochpoetischer Form wiedergebenden Bändchen: „Gottes Wort“, „Gottes Sohn“ und „Gottes Reich“ unter dem allgemeinen Titel „Lebensfragen“ geschrieben. (1907) Einen weitern Leserkreis schuf sich Klug durch sein 1911 erschienenes vielgelesenes „Sonntagsbuch“, das geistvolle Abhandlungen und tiefsinnige Erzählungen enthält. 1914—1917 trat er mit drei neuen, feinen Büchlein an die Oeffentlichkeit: „Die ewigen Wege“, „Die ewigen Dinge“, „Die ewigen Quellen“, in denen er der im Katechismus enthaltenen tiefen Lebensphilosophie, entsprechend der modernen Fragestellung, beredten Ausdruck gibt und den Leser erkennen läßt, was Großes es um den Glauben ist, der uns auf die ewigen Dinge denken lehrt, um die Gebote, die uns die ewigen Wege weisen, um die Gnade, die sich uns aus ewigen Quellen erschließt. Wie das furchtbare Leid und Weh des Weltkrieges sich in seinem edlen Herzen reflektierte, bewies sein Roman für Leidträger und Gottessucher: „Das ewige Heimweh“ (1916). Nach dem Kriege, wo es in deutschen Landen einer festen Verankerung im Glauben und seelischen Vertiefung bedurfte, entstanden seine zwei mehr asketisch gehaltenen Bändchen „Einkehr“ (1918/19). Es sind prächtige Essays mit eingestreuten eigenen Gedichten. Angesichts so vieler durch den Krieg zertrümmerter Ideale galt es, den Blick der Volksgenossen, besonders der Jugend, auf große Vorbilder zu lenken, die Klug seiner Leserwelt in den zwei meisterhaft ausgeführten psychologisch feinen Werken: „Ringende und Reife“ (1921) und „Kämpfer und Sieger“ (1924) vorführte. Und zwischen die Betrachtung und Zeichnung dieser Sterne am Himmel katholischer Weltanschauung hinein faßte er die ewige Sonne Jesus Christus selbst in ihrem verklärenden Glanz ins Auge und ließ sein herrliches Christusbuch: „Der Heiland der Welt“ erschienen (1922) . . . 1916 wurde Dr. Klug Professor der Moral-Theologie an der philosophisch- theologischen Hochschule

in Passau. Neben den theologischen Vorlesungen hielt er daselbst auch allen zugängliche Abendkurse über soziologische Fragen, wodurch sein Hauptaugenmerk auf gesellschaftliche und erzieherische Probleme gelenkt wurde. Die Früchte dieser Studien legte er in dem dreibändigen Werke: „Lebensbeherrschung und Lebensdienst" nieder (1918). Es behandelt: 1) „Der Mensch und seine Ideale"; 2) „Das Leben"; 3) Die Güter des Lebens". Ein reiches Material ist hier mit verstandesklarem Blick gesichtet und geordnet und mit einem Herzen von teilnehmender Wärme geschrieben. Das imposante Werk fand weit herum, auch im Kreise Andersgläubiger Beachtung. Als ungemein zartfühlenden, guten Hirten, dem nach dem Vorbilde des Meisters besonders das verirrte Schäflein Sorge macht, zeigt sich Dr. Klug in den tiefsinnigen moralpsychologischen Studien seines Werkes: „Tiefen der Seele", das 1926 erschien und bisher vier Auflagen erlebte. Wie der Bergmann in den dunkeln Schacht, so steigt hier der Psychologe und Seelsorger in die unergründlichen Tiefen der verirrten und zerrissenen Menschenseelen und entwirft Bilder und Szenen von ergreifender Realistik. Und diese Zeichnung menschlicher Eigenart hat keinen andern Zweck als Winke zu geben für eine entsprechende seelsorgliche Behandlung. Im Anschluß an die in diesem Werke behandelten Probleme und Fragen sandte der Verlag Schöningh, Paderborn, 17,000 Fragebogen in alle Welt, auf daß die seelische Not in ihrer ungeheuren Vielgestaltigkeit dem Verfasser möglichst offenbar werde. Von überall her liefen Antworten ein, sogar aus Cuba und Honolulu. Waren in „Tiefen der Seele" die Seelen aufgewühlt und aufgerüttelt worden, so sollte ihnen vom Fragesteller jetzt in einem dreibändigen Werke, das die positiven Lebenswerte und Lebenshilfen zeigte, Antwort gegeben werden. Das erste Bändchen erschien denn auch unter dem Titel: „Der Helfer Gott" (1928). Bei Herausgabe desselben kündigte der Verfasser ein zweites Bändchen „Der gute Meister" und ein drittes „Das wertvolle Leben" an und als Gegenstück zu „Tiefen der Seele" „Not und Hilfe — Dialoge mit vielen." Das erst wäre die volle und ganze Antwort auf jenes ungeheure Briefmaterial gewesen, soweit sich eben solche Fragen in Büchern beantworten lassen. Der Herr über Leben und Tod aber nahm dem unermüdlichen Arbeiter bald nach Vollendung des ersten Bändchens die Feder aus der Hand, um ihn den Helfer Gott, den er so herrlich geschildert, nicht mehr „im Spiegel und Rätsel", sondern von Angesicht zu Angesicht in der ewigen Heimat selbst schauen zu lassen.

Eine solche Fülle von Geist und Leben, wie sie Klugs Werke bieten, konnte nur aus einer großen Persönlichkeit und einem hochidealen Charakter fließen. Wir haben diesen großzügigen Mann nicht persönlich gekannt.

Einer seiner Schüler entwirft von ihm folgendes Bild:

Wer je seine hohe, schlanke Gestalt sah mit dem scharfgeschnittenen Gesicht und den dunkeln Augen, wer je ihm gegenübersaß in ernstem Gespräch, der wird den Eindruck seiner Persönlichkeit nie vergessen. Denen, die ihn oberflächlich kannten, schien er stolz, ja unnahbar. Und in der Tat besaß er etwas von aristokratischer Würde und Gemessenheit, sein Wort klang klar, entschieden, sein Blick schien auf den Grund der Seele zu dringen, seine rastlose schriftstellerische Tätigkeit, zu der neben seinen Vorlesungen in letzter Zeit auch noch vom Staat übertragene Arbeiten über Gefangenenfürsorge kamen, legte ihm ziemliche Zurückgezogenheit auf. Trotzdem war sein ganzes Wesen Güte. Er sprach mit dem jüngsten Gymnasiasten als Freund zum Freunde. Sein Lieblingsberuf wäre es gewesen, als Religionslehrer an einer Mittelschule zu wirken. Abstrakte, welt- und lebensfremde Gelehrsamkeit lag ihm ferne. So oft er Gelegenheit bot, war sein Sprechzimmer besetzt mit Klarheit oder Frieden suchenden Menschen. Und keiner ging von ihm ohne Rat und Hilfe .Der Jugendbewegung nahm er sich tatkräftig an und suchte sie mit Geist und Inhalt zu erfüllen. Zu Beginn der Revolution ließ ihn der Arbeiter- und Soldatenrat verhaften als einen der geistigen Führer Passaus. Er wußte indeß diesen Helden einen solchen Respekt einzuflößen, daß sie ihn bald wieder in seine Wohnung zurückeskortierten. Sich einschüchtern zu lassen war seine Persönlichkeit zu groß. Wehe, wenn einer es wagte, ihn auf der Straße zu insultieren. Meist genügte ein Blick aus seinem Auge, ein ruhiges, jeden entwaffnendes Wort aus seinem Munde. Er war ein glänzender Menschenkenner. Man verwunderte sich über die Bestimmtheit seines Urteils über Personen, die er nur kurz kennengelernt hatte. Günstige psychologische Veranlagung verband sich bei ihm mit feiner Beobachtungsgabe. Er war in Verkleidung bei spiritistischen Sitzungen anwesend, besuchte Berliner Nachtasyle, studierte das Leben in den Gefängniszellen, setzte sich in abgelegene Großstadtkneipen, bereiste mehrere Länder, plante eine Reise

nach Rußland und nach Amerika: er suchte den modernen Menschen, so wie er ist, zu erfassen, nicht aus Neugier, nicht um ihn einfach dichterisch darzustellen, sondern um ihm zu helfen, so weit es in seinen Kräften stand . . . So vielseitig die Bestrebungen Klugs waren, sie entstammten alle dem Tiefsten in ihm: seiner Seelsorgernatur. Er war ein idealer Priester und Seelenführer. Man brauchte ihn nur bei der Zelebration der Messe zu beobachten, um zu wissen, daß man einen Priester vor sich hatte, für den im heiligen Mysterium der Quell seines Arbeitstages lag. Der Tod hat ihn unerwartet getroffen, aber nicht unvorbereitet. Sein ganzes Leben war ein Wirken für Gott und die hl. Kirche. Vielen Seelen hat er den Weg zu Gott gewiesen . . .

Aus einem so reichen Geiste und einer so tiefen Seele quollen auch die schönsten Gedanken und edelsten Empfindungen für das Reich der Frau, zumal in ihrer Eigenschaft als Mutter. Hierüber hat sich Klug besonders im II. Band von „Lebensbeherrschung und Lebensdienst" verbreitet und daselbst dem Begriff „Mutter" einen Inhalt und einen Umfang gegeben, den zu kennen besonders für die Lehrerin wichtig, ja notwendig ist. Hier sieht sie sich selbst den Stempel der Mütterlichkeit aufgedrückt. Da das die Probleme der sozialen Ethik behandelnde dreibändige Werk Klugs sich kaum wie seine andern Bücher in der Bibliothek vieler Lehrerinnen befindet, so wollen wir hier die Partien über „Mutterschaft und Mütterlichkeit" folgen lassen. Sie finden sich Seite 303—309 des genannten Bandes.

„Der erste Schrei im Leben eines Menschen dringt an das Ohr der Mutter, die ihn in Schmerzen gebar. Und die Antwort, die von der Mutter auf den Notruf ihres Kindes gegeben wird, ist eine Tat von so lauterer, selbstloser und barmherziger Liebe, daß es keine spätere Liebe im ganzen Leben des Menschen geben kann, die dieser ersten Mutterliebe, die sich ganz vergessen und ganz an das Kind hingeben kann, mit allen Kräften des Leibes und der Seele, gleichzusetzen wäre. Mancherlei Liebe mag dem Menschen zuteil werden auf seinem Erdenweg — reiner, treuer, selbstloser als die Mutterliebe ist keine.

Und zum Ohr, zum Herzen der Mutter dringt ja jeder Hilferuf aus Menschenmund, weil jeder Mensch nächst Gott vielleicht von der Mutter das Verstandenwerden erhofft . . . angefangen von den Heimwehrufen des von der Mutter scheidenden Kindes bis zu allen andern Heimwehrufen in Kampf und Not, Verkanntwerden und Vergessenwerden eines Menschen und bis zum letzten Heimverlangen eines Wandermüden oder auch eines verlorenen Sohnes. In einem Kriegslazarett (und wohl in mehr als einem) hat es sich ereignet, daß am Lager eines schwer verwundeten Soldaten eine barmherzige Schwester wachte, von dem Sterbenden im Todesfieber mit der fernen Mutter verwechselt. Leise streichelt die Hand der Pflegerin das Haupt des Kranken — dieser sieht sie an mit einem seligen Lächeln im Blick, flüstert noch einmal „Mutter" und neigt das Haupt und ist verschieden. Da beugt sich die barmherzige Schwester über den Toten und küßt ihm die Stirne . . . wahrlich ein heiliger Kuß geistiger Mutterschaft und heilige Mütterlichkeit im Namen der Mutterliebe . . . Wir haben von einer geistigen Mutterschaft und Mütterlichkeit gesprochen, die an Stelle der natürlichen Mutterschaft zu treten vermag. Im Grundwesen des gesunden und normal empfindenden Weibes liegt der Drang und die Sehnsucht nach einem von beiden: nach der physischen oder nach der geistigen Mutterschaft. Nur muß man den Begriff der geistigen Mutterschaft weit genug fassen und alles darunter verstehen, was Hingabe an den Dienst des Nächsten, Pflege, Teilnahme, Barmherzigkeit, Sichniederbeugen zu den Schwachen, den Kleinen, den Armen, den Unwissenden, den leiblich oder seelisch Hilflosen, den Verlassenen bedeutet. Auch die barmherzige Schwester, die eheloseLehrerin kann im idealsten Sinne des Wortes Anteil haben an Mutterschaft und Mütterlichkeit. Auch die Nachbildung der heiligsten und unvergleichlichsten aller Mutterschaften, der Mutterschaft Mariens, die im Dienste der kleinsten oder auch der geringsten Brüder und Schwestern Jesu sich entfaltet und erschöpft ist, ist imstande, jene unbeschreiblich tiefen und reinen Kräfte in der Seele des Weibes zu wecken, zur Reife und zur Befriedigung zu führen, die sonst im natürlichen und gewöhnlichen Leben sich an den großen und heiligen Aufgaben der physischen Mutterschaft emporranken . . .

Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir das Wesen der Mütterlichkeit näher bestimmen. Es dürfte in folgenden Dingen, Eigenschaften, Fähigkeiten liegen, die man eigentlich nur bewundernd nennen kann . . . Mütterlichkeit bedeutet vor allem die Fähigkeit des Weibes zur Hingabe an das Lebens- und Berufsideal bis zur restlosen Aufopferung aller körperlichen und seelischen Kräfte. Ob dieses Lebens- oder Berufsideal in den Rahmen

der natürlichen oder geistigen Mutterschaft gespannt ist, das tut wenig zur Sache. Gatte, Kind, Schüler, Zögling, Pflegling, Schützling, Hilfloser — sie alle können zu Objekten dieser sich hinopfernden Mütterlichkeit werden, wenn auch das von der natürlichen Mutter geborene oder von der geistigen angenommene Kind an erster Stelle stehen mag.

Mütterlichkeit bedeutet sodann die Fähigkeit zur dienenden Liebe bis zum völligen Selbstvergessen. Nur die Mutter, die natürliche oder die geistige Mutter, kann sich all den Leistungen, Verdemütigungen, Erniedrigungen unterziehen, welche die Pflege der ihr Anvertrauten erfordert. Wenn im Leben eines Menschen tagebuchartig verzeichnet würde, was er einer über ihm und um ihn waltenden Mütterlichkeit verdankt — wahrhaftig, es würden sich dicke Hefte füllen und nur mit Aufzählung scheinbar kleiner und kleinster Dienste, hinter denen sich immer ein geradezu ergreifender sittlicher Heroismus verbirgt . . .

Mütterlichkeit bedeutet endlich die Befähigung zum Glauben an eine ideale Welt, die über der realen liegt wie ein leuchtendes Abendrot über dunkeln Erdenhorizonten, an eine ideale Welt, in der alle Dissonanzen sich einmal auflösen werden in seligen Harmonien. Warum gerade dem Weibe diese starke Glaubensfähigkeit eigen ist? Weil sie dem immerwährenden Opfern und Verzichtleistenmüssen des Weibes, der leiblich oder seelisch Mutter Gewordenen entspringt, die nur deswegen so vieles hingeben kann, weil wiederum eine intuitive Veranlagung ihr sagt, kein Opfer eines Mutterherzens könne umsonst und vergebens gebracht sein, sondern alles um der großen Mutteraufgaben willen Dahingegebene werde nur aufgehoben, aufbewahrt von dem ewigen Gott, in dessen Händen der Sinn der Welt und des Menschenlebens liegt. Wie könnte ein Weib mit dem ewig sehnenden Urgrunde seines Wesens auch dieses Leben der ewigen Entsagungen und Verzichte ertragen, wenn es nicht im Glauben an eine lichte Ueberwelt den Sinn dieser dunkeln Erdenwelt fände?

Vielleicht sagt man mir, ich male Hell in Hell und denke nicht an das Verbitterte, Vergrämte und gewissermaßen Versteinerte in der Seele so vieler Frauen. Ich denke jedoch sehr wohl daran. Nur ist es dem einigermaßen mit den Lebenserscheinungen Vertrauten gewiß, daß jedesmal diese Vergrämtheit und Verbitterung daher rührte, daß in der Frauenseele die Sehnsucht nach leiblicher oder seelischer Mutterschaft ungestillt verkümmern mußte, oder daß dem tiefsten Empfinden eines Mutterherzens ein tödlich treffender Schlag versetzt wurde. Wo immer jedoch eine Frauenseele von dem wundervollen Geiste der Mütterlichkeit erfüllt ist, der in seinen edelsten Blüten auch der Jungfrau und der Gottgeweihten eigen sein kann, da gibt es ebensowenig eine schwermütige und unfruchtbare Lebensverdrossenheit, als es unter blausonnigem Lenzhimmel welkende Rosen oder in goldklarer Herbstluft verkümmerte Spätastern gibt. Der Geist der Mütterlichkeit macht aus Frauenseelen reiche Blütengärten.

Wenn die Menschheit, etwa unter dem Einfluß sozialer Verhältnisse, jemals ärmer werden würde an Mütterlichkeit, so würde das zugleich eine Verarmung an ihren reichsten und unentbehrlichsten Schätzen gleichkommen. Von den Müttern empfangen die Menschen nicht allein das physische, sondern auch überaus wichtige und vielleicht sogar die besten Bestandteile ihres geistigen und sittlichen Lebens. Alles was Mutterschaft und Mütterlichkeit gefährdet und schädigt, das bringt den Völkern und der Menschheit in ihrem Lebensmark Gefahr und Schaden."

Wie der Franz die Ostern machte

Studie aus dem Appenzeller Volksleben. (Schluß.)

Nun ging das Donnerwetter über die arme Zischge los. Und es wurde geflucht über die „ceibe Cappussiner", die ihn fortgeschickt hätten. Die Zischge fand dann heraus, wie alles gekommen sei, daß Franz in jeder Wirtschaft sich Courage zutrinken mußte, daß er endlich von morgens neun Uhr bis nachmittags drei Uhr den stündigen Weg zurückgelegt hatte und zum Schluß mit Not das Kloster fand. Die Kapuziner konnten ihm aber natürlich nicht mehr Beicht hören, weil er zu viel Schnaps getrunken hatte. Er traf dann den Kronenwirt von Brülisau, und dieser hat ihn auf sein Wägeli genommen und hinaufgeführt.

So war die Zischge ihren Kummer noch nicht los, im Gegenteil, er hatte sich vergrößert. Sie weiß sich keinen Rat mehr, und darum weint sie heute so viele Tränen, wie in vielen Jahren zusammen nicht. Und heute ist der Franz auch gar schlimm daran, gegessen hat er noch nichts und, was noch schlimmer ist bei dem, getrunken auch

noch nichts. Da, denkt die Zischge, stehe es übel, es könne mit ihm jeden Tag etwas geben.

Bei ihrem traurigen Sinnieren hätte sie bald überhört, daß gar ordentliche Schrittlein auf ihre Stüblitüre zukamen. Sie putzt schnell mit dem Schürzenzipfel die Tränen ab, aber das Persönchen, das da eintritt, hat dieselben bereits gesehen. Denn es ist ein recht gescheites, liebes Kind, das „Uelers-Mileli" und hat zwei helle Aeuglein im Kopf. Schnell stellt es sein Petrolkännli auf den Boden, gibt der Zischge die Hand und fragt:

„Worum blägisch, Baschi-Medl?"

Das bringt die Zischge noch ganz außer Fassung, und sie kann zuerst kein Wort hervorbringen. Das Mileli streichelt ihre Hand und bettelt sich mit seinen lieben Augen in ihr Herz hinein, daß endlich ihr ganzer Jammer losbricht und sie dem erstaunten Kinde erzählt, wie der Franz seine Ostern gar nicht machen wolle und daß er ja krank und alt sei und plötzlich sterben könnte, und was dann käme. Dem Mileli schaudert es den Rücken herunter, denn es weiß ganz genau, daß der Pfarrer gesagt hat, es sei eine Todsünde, wenn man die Ostern nicht mache. — Aber dem Kinde fährt blitzschnell ein Trostwort in den Kopf und dazu noch ein rechtes. Es sagt ganz gläubig zur Zischge: „Tue nomme bläge. I wässe wa i tue, los Baschi-Medl. Jetz goni wädli i Külche und bete nebes für e Franz, und so machis jede Tag bis am witze Sonntig. Mäscht, i bi so Erstkommunikant und die chönd alls erbete."

Und dabei leuchten seine Augen so siegesgewiß, daß die Zischge doch die Tränen abwischt und den süßen Trost voll Sehnsucht aufnimmt, denn ihr Herz war ganz dunkel und leer, und jetzt spürt sie, wie es ein klein wenig froher wird. Sie steht auf, geht mit dem Mileli in den Laden und füllt sein Kännli. Dann langt sie aber noch auf das obere Lädli und zieht eine Schokolade für das Kind herab, weil es gar so ein liebes sei. Und zuletzt begleitet sie es vor das Haus und fühlt nun den warmen Sonnenschein auf ihrem alten Rücken, geht auch um die Ecke herum, um nachzusehen, ob die Schwalben schon da wären im alten Nestchen unter dem Dach.

Schon dämmert der Abend, und die Berge leuchten rot und golden. Die Geißen ziehen heim. Die Zischge schaut zum Stüblifenster heraus, ob auch der Franz bald komme. Aber nirgends ist er zu sehen. Ihr Kummer wird wieder größer. Es nachtet schon, und sie hört, wie Meßmers zum Essen beten. Sie hat auch gekocht. Die Beckeli stehen schon auf dem Tisch. — Da schlarpet Franzens Schritt vor der Türe und die Zischge sagt: „Gott Lob e Dank". Schnell schenkt sie Kaffee ein und stellt die Makkaroni auf den Tisch, damit Franz keine Ursache zum Schimpfen habe. Aber heute ist wieder einmal letz. Mit einem Ruck schießt Franz das Blättli in den Winkel und murrt: „Casch wege mine selber fresse". — Er keucht und scheint nur schwer den Atem zu bekommen. Und Zischgens Trauer ist wieder da, vergessen das Mileli mit seinem Gebet, vergessen der schöne Frühlingsabend. Sie sieht nur den blauen Franz mit den hervortretenden Augen, hört nur sein Keuchen und sie sieht im Geiste, wie der Tod komme und ihn hole und er ohne Herrgott, ohne Segen, wie ein Tier verende. Das krampft der armen Zischge das Herz zusammen. — Sie hilft dem Franz dann ins Bett, wäscht die Augen ab und wandert bekümmert zu Pfarrers hinüber. Kaum ist sie im Pfarrhaus und wird gefragt, was es gebe, brechen auch schon ihre Tränen wieder hervor, und sie schüttet ihren großen Kummer aus.

„Was söll i au tue, Herr Pfarrer?" fragt sie ein übers andermal. Es ist nicht des Pfarrers Art, viele Worte zu machen, er schaut nur über die Brille hinaus auf die Zischge herunter und meint:

„I weiß dr nur ein Rot. Nimm de Rosechranz und gang i Külche. Dä det wird scho helfe".

Da steht sie denn wieder auf und trampet mühsam fort.

Das Kirchlein liegt im Abendfrieden. Es ist dunkel darin, nur im Chor brennt das ewige Licht und wirft einen rötlichen Schein auf die Chorbilder und den Tabernakel. In der ersten Bank kniet die Zischge nieder und betet lange, lange. Und da kommt es ihr vor, der liebe Gott müsse ihr helfen, er könne die arme Seele Franzens nicht vergessen, wenn sie so fest darum bitte. Und sie meint das Mileli zu sehen, wie es fromm die Händlein faltet und für den Franz betet.

Viel ruhiger als sie gekommen, geht die Zischge heim mit dem festen Vorsatz, ganz auf Gott zu vertrauen und jeden Abend hier für den Franz zu beten. — Die Tage schleichen dahin. Franz brummt und flucht wie gewohnt weiter. Einen Tag geht's ihm etwas besser, dann wieder schlimmer. Die Zischge hat noch oft geschwankt im Vertrauen, aber langsam wurde auch dies alte Herz

noch kindlich vertrauensvoll. Das Mileli ist wieder gekommen und hat der zweifelnden Zischge versichert, der liebe Gott helfe ganz sicher.

In einer Nacht, es war am Donnerstag zwischen Ostern und weißem Sonntag, ging es Franz schlimm. Er litt an Erstickungsanfällen, die viel heftiger auftraten als sonst. Die Zischge wagte schüchtern zu fragen, ob er denn nicht die Andacht machen wolle morgen. Ihr Herz stand beinahe still vor Schrecken, als der Franz in die Kissen brummte: „Frog de Farrer, ob er nid taub sei."

Am Morgen früh schritt die Zischge dem Pfarrhaus zu, sie hüpfte beinahe, so froh war ihr altes Herz. Und sie strahlte mit dem ganzen Gesicht, als sie dem Pfarrer Franzens Zweifel vorbrachte. Der war erfreut und versprach, bald zu kommen. Da eilte die Zischge heim. Der Franz mußte in ihre Kammer, weil es dort schöner sei für den Herrgott, auch ein sauberes Hemd mußte er anziehen und das Gesicht recht waschen, denn das tat Franz selten, es schien ihm eine überflüssige Arbeit nur so für den Werktag. Dann richtete die Zischge die Kerzen und Tücher und klopfte bei Meßmers und beim „Chollersbueb" und sagte stolz: „Chönd ou usi, wenn öse Herrgott chont." (Kommt auch heraus, wenn unser Herrgott kommt.)

Der Meßmer vergaß beinahe den Mund zu schließen vor Erstaunen, rief den Mädchen und klopfte den Buben und alles machte sich bereit. Der „Chollersbueb" trätschete vor Aufregung mit seiner Kerze hin und her, bis der Pfarrer kam. Dann knieten alle fromm bei der Haustüre nieder und empfingen den Segen. Und der Pfarrer ging mit „ösem Herrgott" zu Franz und alles wurde gut. Die Zischge war fast närrisch vor Freude. Alle Augenblicke ging sie vors Haus, legte die Hand über die Augen und schaute zurück gegen „Uelers", ob das Mileli noch nicht komme. Endlich kam es mit dem Ränzli dahergestämpfelt. Die Zischge nahm es bei der Hand und sagte ihm ins Ohr: „De Franz hed d'Ostere gmacht". Dem Mileli machte das nicht einen so gewaltigen Eindruck wie der Zischge. Es sagte nur in seinem gläubigen Kindersinn: „I has jo globt, s'geng ase". (Ich hab' es ja geglaubt, es ginge so.) Es bekam aber noch eine Schokolade und ging vergnügt der Schule zu.

Der Franz starb noch nicht so schnell. Ein Heiliger ist er zwar auch nicht geworden auf dem Krankenlager, aber er war besiegt, und unser Herrgott kam wieder zu ihm.

Jetzt liegt sein Grab auf dem Brülisauerfriedhof, wo er selbst so manches gegraben. Sie haben jetzt einen andern Totengräber. Die Zischge aber krämert noch weiter und betet oft an Franzens Grab. Ihre Treue und Güte für diesen wildfremden, groben Italiener reichen noch übers Grab hinaus.

J. M.

Kinderträne

von E. Müller.

„Eine zarte Kinderseele bedarf der Liebe und Freude."

Unwillig marschiert Fräulein Adler in ihrem Klassenzimmer auf und nieder. Ganz verärgert sieht sie aus. Die trotzigen blonden Kraushaare sträuben sich vor Aufregung, und in den lebhaften Blauaugen wetterleuchtet es heillos gefährlich. Mit unsäglicher Mühe und Anstrengung bringt sie den kleinen, ewig zerstreuten Köpfen das A. B. C. bei und lehrt die ungeschickten Patschhändchen die Kunst des Schreibens. Nun kommt so ein verflixt fauler Bengel und lohnt ihre Mühe auf solche Art. Nie bringt der Junge ordentlich seine Aufgaben, jeden Tag dieselbe langweilige Geschichte. Einmal kann er sein Gedicht nicht auswendig, einandermal hat er seine Rechnungen gar nicht oder falsch gelöst, oder irgend sonst etwas unterlassen. Einfach unverbesserlich ist der Bub. Schon will der geplagten Lehrerin die Geduld ausgehen, da fällt ihr Blick auf die linke Hand. Das glänzende Goldringlein, das ihr entgegenleuchtet, wirkt wie ein Zauber auf sie. Ihre Züge erhellen sich, und ein sorgloses, glückliches Lächeln umspielt ihre Lippen. Bedeutet doch dieses kleine Ringlein für die zapplige Lehrerin Erlösung aus dem Joch der Schule und verheißt ihr eine schöne Zukunft. O ja, nur noch zwei Wochen und dann ist sie unten am Strande des Meeres auf der Hochzeitsreise. Wie strahlt ihr eben noch so unzufriedenes Antlitz in der Vorahnung seliger Stunden. Während die temperamentvolle Lehrerin so

träumt, steht der kleine Sünder zusammengeduckt in seinem Winkelchen. Das Gesichtlein hat er mit seinen Händen bedeckt. Große, heiße Kindertränen rollen über seine Wangen. Peterchen Bergmann heißt der kleine Zweitkläßler. Sein armselig Gewändlein ist viel zu eng und verwachsen. Aber sauber ist der Bursche, wenn auch seine Kleider überall geflickt. Man sieht, daß eine liebe, fleißige und ordentliche Mutter für ihn sorgt. Nur sein Haar ist von ungeschickter Hand geschnitten und wirr hangen seine dunklen Locken in die blasse Stirne. Dies hat ihm auch bei seinen Mitschülern den Spitznamen „Strupelpeter" eingetragen. Der arme Knabe hat überhaupt viel zu leiden unter den herzlosen Scherzen, die sich die Kinder aus besseren Verhältnissen gegen ihn erlauben.

Fräulein Adler ist längst im Meeresbade als junges glückliches Frauchen.

Fräulein Burg, die neue Lehrerin, hat ihr schweres verantwortungsvolles Amt angetreten. Sie ist lange nicht so hübsch wie ihre Vorgängerin, dennoch hat sie die Herzen ihrer Schützlinge im Sturm erobert. Ihre Züge sind nicht so sorglos wie diejenigen von Fräulein Adler. Aber die Güte und Liebe die aus ihren Augen strahlt, läßt ihre Unregelmäßigkeit verschwinden. Ihre Hände aber sind so zart wie die einer Mutter. Aus ihrer tiefen melodischen Stimme erklingen die Saiten des Mitleids und der Liebe. Sie ist schon in ihrer Jugend durch die Pforten des Leides geschritten. Reif und edel ist sie dadurch geworden. Ihr Schmerz hat ihr die Augen geöffnet für fremdes Leid.

Fräulein Adler hatte nie gelitten. Sie hatte gar feine Ohren für die Richtiglösung der Rechnungen und die gute Aussprache, aber sie vernahm nicht die leisen Seufzer, die aus gequälten Herzen kommen. Ihr Blick war scharf für Orthographie und Kalligraphie, doch sah sie nicht die ungeweinten Tränen in brennenden Kinderaugen und das heiße Weh darin. Sie sah die Tintenkleckse in den Heften und die Risse in den Gewändern, nie aber die Schmerzenswunden in den Kinderseelen. Sie war noch zu jung und unerfahren und stets an der Sonnenseite des Lebens gewandelt.

Voll Mitleid schaut die neue Lehrerin auf den kleinen Peter. Wie ist das Büblein erstaunt, als es sein Heft mit der unfertigen Aufgabe vorweist, und kein rauhes Wort von der Lehrerin Lippen kommt. Aber auch die vornehm, fein gekleideten Kinder sind erstaunt, ja sogar empört. Früher wurden sie immer gelobt für ihre Arbeiten. Fräulein Burg aber sah tiefer und weiter. Sie wußte nur allzu gut, wie oft ein allzu zärtlicher Papa seinem Töchterchen die Aufgaben löst, wie oft die Mama ihrem verwöhnten Söhnlein die Aufsätze zusammendichtet.

Es ist zehn Uhr. Die Kinder gehen zur Erholung auf den großen Spielplatz. Ein munteres Leben ist dort. Alle spielen und lärmen, nur Peterchen ist allein im verborgensten Ecklein. Fräulein Burg nimmt den Kleinen an der Hand, doch er sträubt sich. Ganz verschüchtert sieht er aus. Fest preßt er sein Lesebuch an sich. Sie teilt mit ihm ihr Vesperbrot, denn die meisten Kinder essen Schokolade oder beißen vergnügt in einen rotbackigen Apfel. Lieb redet sie zu dem Bürschlein; der, immer gewohnt zurückgesetzt zu sein, schaut sie glücklich an.

Es hat vom Turme die sechste Morgenstunde geschlagen. Da und dort sieht man ein Licht aufblitzen. „Ach so spät" murmeln die noch schlaftrunkenen Leute und drehen sich nocheinmal auf die andere Seite. „Gott sei Dank, Morgen" sprechen erleichtert die Kranken, die froh sind, die einsamen, schmerzensreichen Stunden der Nacht überstanden zu haben. Dumpfer, schwerer Nebel hüllt die Stadt noch ein. Die dunklen Straßen sind noch wenig belebt. Ein blasser Junge beladen mit Zeitungen, geht durch die nachtdunkle Straße. Seine kleinen Hände sind blau erstarrt vor Kälte, und durch sein dünnes Gewändlein bläst der Wind. Fast mag er seine Bürde nicht schleppen. Doch tapfer tut er seine Pflicht, der kleine Zeitungsjunge. Fräulein Burg, die Lehrerin, die in die erste Messe geht, stößt mit dem Jungen zusammen. Sogleich erkennt sie ihren Schüler. Es ist Peterchen, der schon zu früher Stunde auf dem Wege ist. Plötzlich ist es der Lehrerin klar, warum Peter so zerstreut und müde in der Schule ist und seine Aufgaben so mangelhaft abfertigt. Voll Bewunderung und Mitleid schaut sie auf den kleinen Helden. Peterchen aber verschwindet aus ihrem Blick.

Am folgenden Morgen ist Peters Platz leer. Nach Schulschluß sucht die beunruhigte Lehrerin ihren Schüler auf. In einem ganz verlotterten, äußerst armseligen Hause wohnt er. Ein kleines Kämmerlein, das Stube und Schlafzimmer zugleich ist, stellt das Heim des armen Kindes dar. Dort auf einem armseligen Lager liegt die schwerkranke Mutter des Knaben. Peter und sein jüngeres Schwesterchen sind um die Mutter bemüht. Tapfer kämpfen die beiden Heldenkinder ihre Tränen nieder. Mit ihren Händlein wischen sie tröstend der

Mutter die Tränen weg. Tiefergriffen steht die Lehrerin auf der Schwelle der Stube. Die kahlen Wände und die herrschende Düsterkeit verschärfen noch das Elend, das sich ihrem Blicke zeigt. Schnell sich fassend nähert sie sich der armen Frau. Zart nimmt sie ihre Hände und spricht liebevoll zu ihr. Die Kleinen schauen hilfeflehend zu ihr hinauf. Mit ihrer ruhigen, tiefen Stimme tröstet sie die armen Kinder. Mit raschem Blick hat sie die ganze Lage erfaßt. Sie holt den Arzt und besorgt das Nötige. Die Kranke ist vor lauter Entbehrung so geschwächt. Jedoch bei der liebevollen Pflege erholt sie sich bald wieder. Die gute Lehrerin nimmt sich indessen der Kinder an.

Als die Ferien vorbei, kannte man Peterchen Bergmann nicht mehr. Ein Höhenaufenthalt hat seine Mutter wieder gesund gemacht. Sie kann nun wieder arbeiten, dank der Fürsorge der edlen Lehrerin. Der kleine Bursche aber ist nun der beste Schüler. Mit seinen roten Bäcklein und seinen frohen Kinderaugen und im neuen Gewändlein ist er ein Prachtsjunge. Seine bitteren Tränen sind auf immer versiegt, seine frohe, sonnige Jugendzeit aber verdankt er der gütigen edlen Lehrerin.

IV. Schweizerischer katholischer Frauentag

4. und 5. Juni in Einsiedeln.

Der Schweizer. katholische Frauenbund veranstaltet diesen Sommer statutengemäß den IV. Frauentag in Einsiedeln. Wenn die katholischen Schweizerinnen nach Einsiedeln reisen wollen, so geht ihre tiefste Sehnsucht zu Maria, der Gnadenmutter. Darum ist die gemeinsame Wallfahrt auch das Erste und Höchste am Frauentag, und die kirchlichen Feiern, die dieses Jahr — weil der Frauentag in die Fronleichnamsoktav fällt — eine besonders festliche Ausgestaltung haben werden, stehen im Mittelpunkt der Tagung.

Mit der Wallfahrt verbindet der Frauentag jedesmal eine Gelegenheit zur Orientierung über wichtige Zeitfragen. Denn mehr als je muß heute das religiöse Leben der katholischen Frau sich auch in der ihren Grundsätzen entsprechenden Stellungnahme zu den Zeiterscheinungen auswirken. Darauf will der Frauentag durch seine Referate aufmerksam machen und vom Standpunkt der katholischen Glaubens- und Sittenlehre die notwendigen Richtlinien geben.

Es ist darum sehr zu wünschen, daß die katholischen Frauen so zahlreich als immer möglich auch am diesjährigen Frauentage Anteil nehmen. Unter ihnen gehören die Lehrerinnen zu den Erstberufenen. Trotzdem wird die Berufspflicht viele von ihnen zurückhalten, der Einladung zur Teilnahme zu folgen. Aber die Lehrerin hat wieder viel mehr als die meisten andern Frauen Gelegenheit, auf dem Wege der Pressemitteilungen die Bestrebungen des Frauentages zu verfolgen und sie nachher in der Erziehungstätigkeit zu werten. Wenn denn die Möglichkeit der persönlichen Anteilnahme am Frauentage fehlt, so mögen die katholischen Lehrerinnen trotzdem in ihrer Art am IV. kathol. Frauentage Anteil nehmen und den Segen, den er zu bringen berufen ist, vielen andern vermitteln. M. O.

Lehrer-Ferienheim Habichtshof. 45 Minuten von Fulpmes, Stubaital (Tirol). Fernruf: Fulpmes 9, Land III. In zirka 1000 Meter Höhe. Geöffnet von Juni bis September. Gemeinsames Heim des Katholischen Tiroler Lehrervereins und des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft. Ruhige, sonnige Lage, eigener Wald, kleine Hauskapelle mit Allerhlgst. Gut bürgerliche österreichische Küche. Sehr entgegenkommende Preise. In der Vor- und Nachsaison werden auch Nicht-Lehrpersonen aufgenommen. Ausführliche Prospekte gegen Rückporto von der Heimleitung in Innsbruck, Andreas Hoferstraße 19/II, oder: Amberg: Obpf., Postfach 13.

Briefkasten

Die Herausgabe des Katalogs für unsere Bibliothek, welche auf Ostern hätte erfolgen sollen, mußte wegen Erkrankung der Bibliothekarin etwas verschoben werden.

M. Schl.

---

15. Jahrgang Nr. 6 13. Juni 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Liturgische Exerzitien — Arbeitsgemeinschaft kath. Lehrerinnen deutschen Stammes.

Liturgische Exerzitien

16. bis 20. April.

Noch tönten in meinen Ohren alle die mannigfaltigen Vorschläge für päd. Neuerungen, die im Laufe des Vorfrühlings in unsern Konferenzen gefallen waren. Nicht immer war man im Kollegium einig gewesen in der Beurteilung von Spielnachmittagen, Klassenkolonien etc., und lange Diskussionen führten oft nicht zu befriedigendem Ende. Man wußte manchmal selbst nicht mehr, welchen Weg wählen. Müde war ich auch von einem langen Schulwinter. Ich fühlte ein tiefes Unbefriedigtsein; die Berufsfreude war merklich geschwunden, die Begeisterungsfähigkeit auf ein Minimum herabgesunken. In dieser Stimmung war ich aus der Diaspora gekommen und betrat an einem häßlichgrauen Regentag das Institut Stella maris in Rorschach, um die liturgischen Exerzitien für Lehrerinnen mitzumachen. Ich hatte es mir angewöhnt, mich beim Anhören einer Predigt nur kritisch einzustellen. Doch als wir in der Abendstunde in der stillen Kapelle dem Einleitungsvortrag des Exerzitienmeister lauschten, da vergaß ich alles Kritisieren. Was uns gesagt wurde vom nicht Egozentrisch- sondern Cristozentrisch, Theozentrisch-Sein, das war etwas so Neues; wie eine Erleuchtung durchfuhr es mich: Hier findest du, was du schon so lange suchst! Wohl soll man um sein Ich wissen, aber dann nicht immer nur sich selbst ergründen wollen, sondern in erster Linie Gott kennen lernen, das war das Programm, das uns der Prior von Maria Laach entwickelte, anknüpfend an das Wort aus dem Evangelium vom zweiten Sonntag nach Ostern: „Meine Schafe kennen mich.“ Mit dem Verstand sollten wir Gott zu erfassen trachten, vor allem aber durch die Liebe, um mit Gott eins zu werden und sagen zu können: „Ich lebe zwar, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ Christus aber ist die Kirche.

Die Kirche, der mystische Christus, wurde uns in diesen Tagen immer eindringlicher vor Augen geführt; immer mehr lernten wir ermessen, was es Großes ist um diese Gemeinschaft, in welcher der Einzelne sein Ich und seine persönlichen Wünsche zurückdrängt, um ganz nur als Glied der Ecclesia sich zu fühlen. Nichts steht der Kirche höher als die Einheit, und nichts fürchtet sie so sehr wie Spaltung. Wie fein redete Pater Prior von der Einheit, die zwischen Geistlichkeit und Lehrerschaft sein soll, wie beide in der Pfarrei zusammenstehen und Träger der Weisheit sein sollen, wie die „Sophoi“ der Urkirche. Auch die Lehrer haben, so aufgefaßt, einen kirchlichen Stand und gehören zum kirchlichen Lehramt. War das nicht eine Feststellung, die Freude gab an der Berufsarbeit! Die Exerzitienvorträge wurden verglichen mit den Belehrungen der Vormesse für die Katechumenen und den Unterweisungen Christi an die 2 Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Die Gnade des Einswerdens mit Christus, die sollte uns durch das liturg. Mysterium, durch die Eucharistiefeier gegeben werden, und darum durften wir jeden Vormittag zwischen 2 Vorträgen dem feierlichen Hochamt beiwohnen.

Im Anschluß an eine der ersten Fragen, die der Pater aufwarf, „was denn im allgem. der Aufnahme und Vertiefung der göttlichen Wahrheiten hindernd im Wege stehe“, standen wir mitten in der Besprechung von Problemen, die gerade in einer großen Industriestadt so brennend sind: Kino, illustrierte Blätter, Sport. Alles wurde endlich in die richtige Beleuchtung gerückt, und es war wohltuend, darüber ruhig und sachlich reden zu hören. Uns Führerinnen wurde dringend angeraten, in allen diesen Dingen Maß zu halten. Um theozentrisch zu werden, mußten wir vor allem die drei göttlichen Personen kennen lernen, und es folgten die wunderbaren Ausführungen über Gott Vater. Ich gestehe, ich hatte wenig an ihn gedacht, son-

dern war meistens bei Christus stehen geblieben und hatte manches zu überlegen nach den Vorträgen über „Gott, unser Herr". Groß muß man denken von Gott, und deshalb weg mit allen süßlichen Gebeten. Die liturg. Bewegung zeigt den Leuten endlich, wie erhebend ein kraftvolles Gebet ist. (Vergl. die verschiedenen Orationen im Missale). Gott dem Herrn gegenüber bleibt in unserer Seele der Gehorsam die Grundstimmung. Das tiefste Wesen des Christentums ist, von Gott beherrscht zu werden und von ihm Befehle zu erhalten. Gehorsam! War es möglich, daß ein feiner Menschenkenner und Gelehrter in der Jetztzeit noch dieses Wort auszusprechen und von der Autorität zu reden wagte. Ich staunte, denn das scheint mir das größte Problem der Gegenwart: „Muß der Mensch, also auch der Schüler, die Autorität anerkennen?" Hier gab es ein klares Ja, mit dem Hinweis darauf, daß Gott die Quelle aller Autorität ist. Der himmlische Vater ist das Ideal, zu dem wir aufblicken sollen. Er hat die tiefe Kluft zwischen sich und uns überbrückt, indem er uns ein gleiches Sein wie sich selbst gegeben hat. Der Besitz der heiligmachenden Gnade macht uns seinsmäßig heilig, und das Sein ist wichtiger als das Handeln. Der Vater ist es, der uns zum Erlebnis Christi verhilft, der uns die Sehnsucht nach dem Himmel in die Seele legt; er ist das letzte Ziel, dem jeder Mensch zustrebt. Darum betet die Kirche auch immer: „Verleihe, allmächtiger Gott, . . ." Wollen wir auf dieser Erde schon etwas verkosten vom himmlischen Frieden, dann müssen wir uns durch Christus in den Schoß des himmlischen Vaters legen lassen. Die Welt ist friedlos geworden, weil sie vaterlos geworden ist. Es war gut, daß man immer wieder Zeit hatte, über diese Wahrheiten in heiligem Schweigen nachzudenken. Wir wanderten dazu durch den Frühlingsgarten, der in hellem Sonnenglanze lag, und schauten über den blau-silbernen See, und es wurde leicht, zu sagen: „Gott, du bist der Schöpfer. Groß bist du, Herr des Weltalls." Während der Vorträge über die menschgewordene Person in der Gottheit durften wir uns in die Liturgie vertiefen. Ausgangspunkt für diese unvergeßlichen Ausführungen war das Epiphaniefest, das Hochfest der alten morgenländischen Kirche, das Fest der Erscheinung des Herrn, zugleich Gedächtnis seiner Taufe im Jordan und des ersten Wunders zu Kana. Mit der Erscheinung des Herrn ist der Menschheit die Heiligkeit wieder bewußt geworden, und da sie erkannte, wie tief sie gefallen, kam in sie auch das Verlangen nach Erlösung. Die Bedeutung der Ankunft des Sohnes Gottes zeigt uns vor allem der Introitus der Festmesse. Das Fest der Erscheinung bedeutet eigentlich die Verlobung Christi mit seiner Braut, der Kirche: Christus sah im Augenblick der Menschwerdung die Kirche vor sich und mußte sich entscheiden, ob er sie als Braut annnehmen und die Einheit mit ihr durch Hingabe seines persönlichen Leibes im Tode erkaufen wolle. Christus sagte j und nahm also gleichzeitig auch den mystischen Leib an, der besteht in der Summe aller derer, die bis zum jüngsten Tag zu ihm gehören und seine Kirche bilden werden. So sind wir also mit Christus verbunden und bilden miteinander einen Leib. Wir haben alle das gleiche Sein und stehen in Verbindung mit allen, die im Stande der Gnade sind. Darum gibt es für den Katholiken keine Verlassenheit. Unser Gemeinschaftsbewußtsein soll uns ganz durchdringen, sodaß wir auch verstehen lernen, daß dem Einzelnen alle Gaben und Gnaden zufließen für das große Ganze, nicht seiner Individualität wegen. Das mag in der Zeit der starken „Ich"-Betonung etwas schwer klingen; doch birgt diese Einstellung auch die beseligende Gewißheit in sich, daß jeder Einzelne das bekommt, was er braucht. (Das Bitten ist natürlich in den Heisplan miteingeschlossen.) Je mehr aber einer sich selbst vergißt und sich vereinigt mit der Kirche, um so mehr Grund hat er auch, sich zu freuen, erlöst zu sein. Es muß in den Menschen auch die Freude darüber wieder geweckt werden, daß sie die Sicherheit haben, das Heil zu erlangen, wenn sie nur die Gemeinschaft nicht verlassen. Freilich stehen wir nicht alle auf der gleichen Stufe der Heiligkeit; doch hat das nichts zu bedeuten, wenn nur die Einheit nicht fehlt; denn die Kirche als Ganzes wird absolut sicher eingehen in die Herrlichkeit. Ueberwinden wir daher die egozentrische Einstellung, die immer nach dem Grade der eigenen Heiligkeit ängstlich-sorgend forscht! Ueberlassen wir uns ganz Christus; er soll als Kronleuchter aufleuchten in unserer Seele. Sagen wir ihm: „Ich habe nur das eine Interesse, daß ich dir gehöre." Religiosität ist nicht ein Sich-selbst-Martern, sondern ein sich Hingeben an die Sache Christi.

Das göttliche Leben Jesu ist ganz in der ganzen Kirche und in jedem lebendigen Glied. Daher ist auch jedes Glied der Kirche ein anderer Christus, und als ein anderer Christus haben wir in der Kirche die Möglichkeit, unsere Berufspflichten in der vollkommensten Weise zu erfüllen. Und das altchristliche Wort: „Wenn du deinen Bruder siehst, dann siehst du den Herrn" weist uns den Weg zur Lösung der sozialen Frage. Freilich wird dadurch der Unterschied der Stände nicht aufgehoben, denn dieser rührt her vom himmlischen Vater. Doch wird die Herbheit, die daraus entstehen kann, überwunden, indem jeder den Nächsten behandelt als „einen anderen Christus". Wenn wir „einander Christus" sind, dann sind wir auch fähig, die Welt mitzuerlösen. Es ist Aufgabe aller Glieder der Kirche, mehr und mehr alle Teile der Schöpfung dem Reiche der Finsternis zu entreißen und dem Reiche

Christi einzuordnen. Jeder Christ tut das, indem er die Dinge so benützt, wie sie vom Schöpfer benützt sein wollen; dann wird der Fluch der Sünde von ihnen genommen. Nach diesen ergreifenden Erklärungen über die Kirche und die unschätzbare Wichtigkeit des Einsseins mit ihr zeigte Pater Prior, wie Christus durch sein Sterben, das zugleich schon die Auferstehung in sich trägt, sich mit der Kirche vermählte. Darum feiert auch die abendländische Kirche als Hochfest den Ostertag.

Die kirchliche Gemeinschaft wird vor allem durch die Eucharistie hergestellt. Pius X. wollte mit seinen Kommunionbekreten gerade diesen Gedanken der Gemeinschaftserneuerung wieder verbreiten. Leider haben ihn jedoch viele Menschen nicht richtig verstanden; sie betrachten vielfach die tägliche Kommunion als die erste und wichtigste Privatandacht, und daher ist die vom Papst erhoffte Wirkung noch nicht restlos eingetreten. Durch den Empfang der hl. Eucharistie, die wir viel mehr wieder als übernatürliche „Speise" betrachten sollen, wird unser Sein beeinflußt. Das ist die Hauptsache, daß die Kraft Gottes in unserer Seele ist; ob ich dann beseligende Gefühle habe oder nicht, das hat wenig zu sagen; wenn nur durch die Eucharistie in jedem von uns das Bewußtsein gestärkt und gefestigt wird, daß links und rechts unsere Mitbrüder sind, daß wir Caritas, d. i. praktische Liebe üben und Freud' und Leid mit dem Bruder teilen sollen. Christus schenkt uns in der hl. Kommunion den Keim der Unsterblichkeit für unsern Leib. Das Kommunizieren ist überhaupt ein Sichbeschenkenlassen von Gott. Mit und in Christus handeln wir nachher; ja, Christus selbst ist eigentlich der in uns Handelnde. — Ein frohes Glücksgefühl durchflutete mich nach diesem Vortrag. Wie freudig dürfen wir nun zum Tische des Herrn treten, und wie muß es anders werden in der Welt, wenn erst alle Katholiken die Eucharistie wieder auffassen, als die große Gemeinschaftserneuerung, aus der sie ans Tagewerk gehen sollen mit der praktischen Liebe im Herzen. „Herr, laß uns alle eins sein!"

Vollständiges Neuland waren für mich die Erklärungen über den hl. Geist, besonders die damit verbundene Erklärung der Liturgie vom Feste Mariä Lichtmesse. Durch die Lichtfeier wird symbolisch ausgedrückt, daß der Geist Jesu oder der hl. Geist (lumen Christi) sich jeder einzelnen Seele mitteilt, während er an Pfingsten über die ganze Kirche ausgegossen wurde. Wir sind Tempel des hl. Geistes, besitzen die heiligmachende Gnade, die drei göttlichen Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, die vier Kardinaltugenden. (Vergleiche mit vier Antriebsmaschinen zum Guten), die sieben Gaben des hl. Geistes und endlich Charismen. Das sind außergewöhnliche Gaben, die dem Einzelnen nicht zu seinem eigenen Besten, sondern zum Wohle der andern gegeben werden. Von den Charismata ist für die heutige Zeit der Enthusiasmus besonders wichtig; denn er bildet den Ausgang für das Laienapostolat. Die Liturgie soll uns den übernatürlichen Enthusiasmus vor allem vermitteln. Schon früher hatte ich mich für den offiziellen Gottesdienst der Kirche interessiert. Jetzt erwachte wirklich in uns allen die Begeisterung. Ich glaube kaum, daß man des Paters Worte über Kirchenmusik, kirchl. Gebete, Zeremonien, Lichter und Architektur je wieder vergessen kann. Mit freudigem Verständnis lauschen wir nun dem Choral, durch den in unsere Seele eine übernatürliche, göttliche Bewegung kommen soll. Wir wollen dafür sorgen, daß bei unseren Schülern auch in der Diaspora, das Verständnis für Gottesdienst und Kirchenjahr lebendiger werde. In Musik und Zeremonien, in allen diesen Formen steckt das Pneuma, der hl. Geist, der die Gläubigen begeistert für Gott und Kirche.

Der Geist Jesu kommt in uns durch das Kirchenjahr und durch die Feier der Mysterien. Die Kirche feiert innerhalb von 12 Monaten eine Anamnesis, d. h. eine Rückerinnerung an etwas, was nicht bloß in der Vergangenheit liegt, sondern in irgend einer Weise wieder gegenwärtig wird für den Sich-Erinnernden. Wohl liegen die Dinge, deren Erinnerung die Kirche begeht, zurück; aber weil Christus in der Kirche ist, geschieht auch jedesmal ein geheimnisvolles Gegenwärtigwerden des Vergangenen. So ist das Kirchenjahr etwas in der Welt einzig Dastehendes. Wir haben nur darin einzutauchen und es mitzumachen. Die Pforten, durch die wir in den Inhalt der jeweiligen Erinnerungsfeier hineinkommen, sind die Texte, welche die Kirche in der Liturgie der betr. Feste lesen läßt. Damit aber alle Gnaden, die durch eine solche Anamnesis von Christus ausgehen, sich auch in die einzelnen Glieder ergießen, wird auch der Tod Christi jedesmal wieder gegenwärtig gesetzt. Daher basiert die liturg. Frömmigkeit auf der Teilnahme am Mysterium. Wollen wir am Opfer persönlich beteiligt sein, so müssen wir uns hingeben. Dies kam in der Urkirche wunderbar symbolisch zum Ausdruck, wenn die Christen ihre Gaben zum Altare brachten, und es ist zu bedauern, daß diese schlichte sinnbildliche Handlung heute verschwunden ist. Wir kommen aus der Messe heraus als ein anderer Christus, und — weil liturgisch die Kommunionfeier dazugehört, — als die, welche Christus in sich tragen. Er weiß, wie er uns leiten und zum Guten antreiben muß. Wir sollen uns ihm in Glaube und Hingebung anbieten.

Im Schlußhochamt redete unser Exerzitienmeister vom Altare aus über das Evangelium vom Weißen Sonntag und zeigte, daß der Apostel Thomas nur in sein Grübeln und Zweifeln hineinkam,

weil er sich von der Gemeinschaft gelöst hatte. Erst als er wieder zurückkehrte, da wurde ihm das Heil. Darum erging an uns nochmals der ernste Appell, uns nie von der Kirche zu trennen, sondern eins zu bleiben mit Christus, zu dessen hl. Mahl wir uns nun begaben.

Die 4 Gnadentage waren vorüber. Pater Bichlmair sagt in „Urchristentum und katholischer Kirche", um die kathol. Liturgie zu erfassen und mitzuleben, müsse man tiefer in die Kernwahrheiten des Glaubens und namentlich in das übernatürliche Gnadenleben eingeführt werden. Konnte das wirksamer und schöner geschehen als durch die liturgisch-dogmatischen Vorträge von Pater Dr. Hamenstede? Es waren Tage reichsten Gewinnes gewesen. Wohl werden wir vieles erst ganz begreifen im Laufe des Kirchenjahres. Aber schon jetzt ist alle Engherzigkeit und Aengstlichkeit einer großen Freude an der Religion gewichen; der Wille zum Leben in und mit der Kirche ist stark geworden, und mit dank- und jubelerfülltem Herzen sangen wir bei der liturg. Tauferneuerung

Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
zur wahren Kirch' berufen hat!
Nie will ich von ihr weichen.

Die Glieder der kleinen Ecclesia von Stella maris trennten sich. Eine andere Gemeinschaft wartete, die Familie, die Schule. Beseelt vom Willen, die beglückenden und befreienden Wahrheiten, die wir vernommen hatten, zu den Mitmenschen zu tragen, so zogen wir heim, neu begeistert für unsere Berufsarbeit, im Bewußtsein, Kinder des himmlischen Vaters zu sein, dem wir uns hingeben wollen. „Herr, ich bin bereit, deinen Willen zu erfüllen!" E. W.

Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutschen Stammes

Tagung in Zams, Tirol.

Am 13. und 14. August d. J. treffen sich katholische Lehrerinnen aus allen Gauen Deutschlands, aus der Schweiz, aus Deutschböhmen und Oesterreich, um wichtige Gegenwartsfragen der katholischen Mädchenerziehung zu beraten, um sich auszusprechen über Schwierigkeiten in Erziehung und Unterricht. S. Gnaden Bischof Waitz hat seine Anwesenheit bei der Tagung in Aussicht gestellt und das Kloster der barmherzigen Schwestern in Zams öffnet gastfreundlich seine Pforten, um die Teilnehmerinnen aufzunehmen. Nach den Tagen ernster Arbeit werden Ausflüge in die schöne Umgebung von Landeck gemacht, um durch geselliges Beisammensein den Freundschaftsbund katholisch-deutscher Lehrerinnen, der die Arbeitsgemeinschaft sein will, zu vertiefen.

Auf der Tagung

der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutschen Stammes in Zams

gelangen folgende Themen zur Beratung:

1. Die psychologische Beurteilung und Behandlung unserer Schülerinnen (Schülerbeschreibung — Erziehungsmethoden). Grundsätzliche Stellungnahme zu modernen Psychologien (Psychoanalyse, Individualpsychologie, Charakterologie).

2. Bedeutung der weiblichen Willensbildung für das Gemeinschaftsleben. Aufgaben und Wege der Willensbildung in der Gemeinschaftserziehung.

3. Wie festigen wir unsere Jungmädchen (Jugendliche aus verschiedenen Gesellschaftsschichten) gegen unabwendbare Gefahren für Glauben, Sittlichkeit und Erhaltung echter Weiblichkeit.

Im Kloster Zams werden vom 15. bis 19. August Exerzitien gehalten, was vielen Kolleginnen willkommen sein dürfte.

Am 15. August Beginn einer Ferienreise, welche nach folgenden Orten führt: Pfunds, Reschenpaß, St. Moritz, Maloja, Pontresina, Davos, Chur, Buchs, Landeck.

Alle näheren Auskünfte über Tagung und Reise erteilt die Geschäftsstelle Wien I., Grünangergasse, Nr. 10. Dorthin werden auch ehebaldigst Anmeldungen für beide Veranstaltungen erbeten. Schluß der Anmeldungen für die Tagung am 30. Juni.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

15. Jahrgang Nr. 7 11. Juli 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Der Kelch — Einladung zu den Exerzitien 1929 — Ueber Bedingungen des frohen Schaffens — Was Bruno uns lehrt — Saffa — Briefkasten

Der Kelch

Wie ein Kelch bin ich bereit,
Zu empfangen tief und weit:
Aller Schönheit holdes Gut,
Aller Stille heil'ge Flut,
Aller Menschengüte Schimmer.

Immer bin ich wie ein Kelch bereit,
Zu empfangen tief und weit.

Siehe, vor dem Ueberfließen
Schützen mich der Liebe Hände,
Die mich reichen ohne Ende
Jedem, der in Sehnsucht ging.
Und so wandre ich die Runde,
Neig' mich jedem reinen Munde,
Gebe selig jeder Stunde,
Was ich sehnend selbst empfing.

Olga Brand.

Einladung zu den Exerzitien 1929

„Wer dem Gesetze des Herrn nachsinnt Tag und Nacht, der wird seine Frucht bringen zu seiner Zeit.“ (Ps. 1, 23.)

Liebe Kollegin!

Mit diesen Worten aus den Psalmen ladet unsere Mutter, die heilige Kirche, zu Beginn der Fastenzeit ihre Kinder ein, die große, heilige Zeit der Geisteserneuerung im Kirchenjahr gut zu benützen. Auch für uns kommt alljährlich in den heiligen Exerzitien die Zeit dieses Nachsinnens über Ewigkeitswerte. Gebe Gott uns Licht und Kraft, daß wir dann auch würdige Früchte des Geistes bringen können! Möchten doch recht viele von uns, und besonders diejenigen, die noch nie die stillen Tage seelischer Einkehr gekostet, sich diese geistlichen Uebungen zunutze machen.

Exerzitien finden statt:

29. Juli bis 2. August in Wolhusen, Luzern. Leiter: Hochw. Herr Prof. Dr. Mühlebach, Luzern.

7.—11. Oktober in Schönbrunn bei Menzingen. Leiter: Hochw. Herr lic. theol. Weber, Rorschach.

In Wolhusen und Schönbrunn stehen genügend Einzel- und Zweierzimmer zur Verfügung.

Der Pensionspreis beträgt (Mittagessen am Schlußtag inbegriffen) für Einzelzimmer Fr. 25.—, für Zweierzimmer Fr. 22.—. Die Vereinskasse vergütet jedem Mitgliede 5 Fr. und die Reiseauslagen über 12 Fr.

Anmeldungen für alle Exerzitien sind zu richten an Frl. M. Federer, Lehrerin, Rorschach. Anmeldetermin jeweilen 10 Tage vor Beginn der Exerzitien.

Die Generalversammlung findet am 7. Oktober in Zug statt. Näheres wird später bekannt gegeben.

Mögen sich doch recht viele einfinden zu den heiligen Exerzitien! Dies ist unser innigster Wunsch und zugleich herzlichste Bitte an alle.

Für den Vorstand des Vereins kathol. Lehrerinnen:

Marie Keiser.

Ueber Bedingungen des frohen Schaffens

Die Erziehung nach großen Richtlinien ist bedingt durch die Erkenntnis der Werte, die im Menschen liegen, und die Begeisterung für die Sache, der man lebt.

Wenn daher die Erziehung der weiblichen Jugend von maßgebendem Einfluß auf das spätere Leben sein soll, dann muß die Erzieherin wissen, was sie als Persönlichkeit bedeutet, aber auch, wem sie dieses „höchste Glück der Erdenkinder" zu verdanken hat. Die Unkenntnis in dieser Frage macht viele klein, die groß sein müßten, viele unfruchtbar, die ganze Geschlechter nähren könnten. Niemand kann geben, was er nicht hat, vom Geben aber hängt die Einführung ins Leben, d. h. die Erziehung viel mehr ab, als vom Zeigen! Mutter sein in der Schulstube heißt auch heute noch, besser gesagt, gerade heute, viel mehr als Gelehrte sein!

Unsere Tage, in denen die gesellschaftliche Not und der neue Zeitgeist der Frau sog. Rechte vor die Augen halten, welche vielfach über die natürlichen Aufgaben und die notwendigen Forderungen hinausgehen, scheinen es zu fordern, daß die katholische Lehrerin, und würde sie auch hinter Gotterbarm im kleinsten Schulstübchen wirken, endlich einmal zu einem vernünftigen Selbstbewußtsein kommt, das, von Ueberhebung wie von Minderwertigkeitsgefühl gleich weit entfernt, Sicherheit im Wollen und Kraft im Vollbringen in sich trägt, das *frohe Schaffen* erzeugt!

Als eine der tiefsinnigsten Stellen der hl. Schrift erschien mir immer der Satz bei Matthäus 22, 30, den der göttliche Meister einmal den kulturstolzen Sadduzäern, den Leugnern der Auferstehung, entgegenhielt: „Denn bei der Auferstehung werden sie weder heiraten noch verheiratet werden, sondern sind wie Engel Gottes im Himmel".

Um Großes zu leisten, um selbst groß zu werden, muß man nicht Mann, nicht Weib sein, man muß Seele sein! Das ist das Geheimnis so vieler auffallender Tatsachen in der Weltgeschichte! Eine Judith, eine Esther, eine hl. Katharina von Siena, eine hl. Jeanne d'Arc u. a. m. gaben sich Gott in restloser Hingabe und wurden durch ihn die gewaltigen Persönlichkeiten, die ganze Zeiten und Geschlechter in die Höhe führten.

Der Leib und sein Geschlecht ist in gewissem Sinne nur die Form unseres Daseins; Inhalt und Wesen bleibt und ist die Seele. Ueber das Geschlechtliche hinauswachsen kann geschehen ohne unnatürlich zu werden, und je eher wir schon auf Erden sein wollen, wie wir nach der Auferstehung sein werden, umso freier wirken wir und umso höher sind die Ziele, die wir für uns und für andere suchen und erreichen!

Je mehr der Mensch seine Sinne zügelt, ihr Genießen mäßigt, um so mehr bringt er den Geist zur Herrschaft. Das aber schafft ihn zur gebietenden Persönlichkeit, die in Tun und Lassen Ruhe ausstrahlt und Achtung erzwingt.

Im Lichte dieser Wahrheiten erscheint uns die christliche Kultur als *einziges Ziel* der Menschheitserziehung! Und ihr opferfähig und begeistert zu dienen als einzig möglicher Lebenszweck der kathol. Lehrerin!

„Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele", lautet in klassischen Worten die Bildungsaufgabe, und durch sie wird jede Lehrerin Kulturträgerin.

Das Christentum ändert das Angesicht der Erde, indem es der Menschheit eine neue Kultur brachte. Alle alten Völker, die Griechen und Römer nicht ausgenommen, haben trotz der Blüte ihrer Wissenschaft und Kunst (vgl. die Griechen!), trotz der Tiefe ihrer Rechts- und Staatsauffassung (vgl. die Römer!), die einzelnen Völkern beschieden war, das Wesentlichste des Menschen, die Seele, in ihrem Hunger nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe, nicht zu befriedigen vermocht. Die Kultur der vorchristlichen Völker drang nicht in die Tiefe, sondern blieb an der Oberfläche haften.

Es wäre ungerecht zu leugnen, daß das Heidentum natürlich edle Menschen gehabt, daß die heidnische Philosophie z. T. hohe und menschenwürdige Lehren enthalten habe; aber alles das ändert nichts an der Tatsache, daß in den höchsten Fragen des Lebens eine trostlose Leere suchende Geister zur Verzweiflung brachte. Im Angesichte des Leides konnte, mußte daher die Ansicht aufkommen, daß das Beste sei, nicht geboren zu werden, und das Zweitbeste, möglichst bald aus dem Leben zu scheiden. Und darum galt der Selbstmord als heldenhafte Lösung jeder schweren Stunde.

Und wo Kultur sich zu gewaltigen Schöpfungen emporschwang, da krankte sie an schweren Gegensätzen. Die klassische Schönheit der antiken Tempel sah wüste Szenen einer entarteten Religion: kostbares Menschenblut floß über die Marmoraltäre, und die Reinheit der Jungfrauen wurde in wilden Orgien der Leidenschaft geopfert. Die Liebe zur Weisheit paarte sich mit hochmütiger Verachtung der Ungebildeten: die Philosophen erklärten, wer nicht zur Weisheit komme, habe umsonst gelebt, sie sei aber nicht für den Pöbel. Das hochgepriesene Gut der Freiheit zeichnete sich von einem Hintergrund namenloser Entrechtung ab:

jedes Weib, jeder Arbeitende, jeder Unfreie war seiner Menschenwürde beraubt.

Die Griechen und die Römer — die Heiden überhaupt — bewerteten den Menschen nur nach seinen äußern Daseinsbedingungen, d. h. nach seinem Volke, seinem Geschlechte, seinem Stande — die Seele galt nichts. Daher gab es nur Herrenmenschen und Sklavenmenschen. Das Weib wurde im römischen Rechte mit dem Ochsen, dem Stalle, dem Acker, dem Wagen in eine Linie gestellt, und nur der freie Mann hatte Persönlichkeitsrechte; der Sklave war ein völlig willenloses Wesen, konnte straflos gepeitscht und getötet werden; jedes Nichtgriechenvolk galt als barbarisch und dazu bestimmt, Sklaven zu liefern.

Dem gegenüber verkündete der große Völkerlehrer im Galaterbriefe (3, 28) die Gleichheit der Menschen nach Volk, Geschlecht und Stand und lehrte die Einheit aller in Christus. Die Botschaft, welche eine neue Zeit und eine neue Menschheit schuf, heißt: „Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann noch Weib; denn ihr seid alle eines in Christus Jesus!"

Das ist die Magna Charta der christlichen Kultur! Und die gehörte wie ein Bundesbrief in jede Schulstube hinein! Und hier sollte der Geschichtsunterricht beginnen, wenn er über höchste Kulturgüter vor erwachenden Menschenherzen berichten will: hier wird zum ersten Male in der Weltgeschichte jedem Volke seine Freiheit gewährleistet und damit der engherzige Nationalismus verurteilt; zum ersten Male jedem Stande seine Daseinsberechtigung zuerkannt und damit die Arbeit geadelt; zum ersten Male jedem Geschlechte seine Würde gegeben und damit das Frauenrecht geschaffen!

Auf diesem Fundamente stehend wird die bildende Erzieherin zu einer Persönlichkeit, die über Zeiten und Geschlechter schaut, und der kleinste Kreis der Wirksamkeit zu einem Meridian an der Zukunft der anvertrauten Kinder.

Dr. Alb. Mühlebach.

Was Bruno uns lehrt

Wir waren unser 70 aus der Sektion Aargau, die am 22. Juni mit gespanntester Aufmerksamkeit dem Vortrag des Hrn. Dr. Speich aus Zürich zuhörten. In seinen Ausführungen über Heil-Pädagogische Psychologie beleuchtete er klar und überzeugend die Behandlung schwer erziehbarer Kinder. In welcher Schule hätte es keine solchen? Bruno war so eines.

Wer war Bruno? Ein uneheliches Kind, das in seinem Leben wenig Liebe und noch weniger Verständnis erfahren, das von einer Anstalt zur andern gewandert, das weder durch die Güte des einen Lehrers, noch durch die Strenge des andern zu bessern war, das war ein Lausbub, ein Querkopf, ein Störenfried. Wurde es nie besser? Doch, es wurde anders, als der eine Lehrer die Geschichte des Knaben studiert, seine Verhältnisse und alle die verschiedenen Einflüsse auf das arme Kind erwogen und gewürdigt.

Und der Lehrer suchte das Zutrauen des Knaben zu gewinnen, indem er von ihm einen kleinen Dienst erbat und dann nachher wieder einen uff. Da dämmerte es in der Seele Brunos und er erkannte, daß er auch zu etwas Rechtem zu brauchen sei, ja, daß man sogar etwas auf ihn halte. Und es wurde Tag in der dunklen Seele. Selbstverständlich ging das nicht alles so glatt, ohne Rückfälle, aber jetzt war die Zeit gekommen, daß man Bruno erziehen konnte.

Wir wollen bei der Behandlung schwer erziehbarer Kinder nicht bei den Auswüchsen stehen bleiben, sondern die Wurzel, die Ursachen dieser Störungen untersuchen, und vor allem dort zu helfen suchen. Und wir wollen darnach trachten, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen. Ein nicht zu unterschätzendes Mittel hiezu besteht darin, daß wir es um einen Dienst ersuchen und dies vor den andern Schülern: denn auch diese sollen sehen, daß wir das geknickte Rohr nicht brechen.

Marie Keiser.

Saffa

Wir geben hier unseren Leserinnen den amtlichen Bericht über die letzte Plenarsitzung der großen Ausstellungskommission vom 29. Juni, der unter dem Titel:

Die Liquidation der Saffa

in der Tagespresse erschienen ist.

Im Großratssaal in Bern versammelten sich am 29. Juni das Organisationskomitee und die Delegierten der schweizerischen Verbände und kantonalen Organisationen der Saffa, um den Schlußstein zu dem Werke der ersten schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit zu setzen.

Anwesend waren etwa 250 Frauen, von denen 61 stimmberechtigt waren. Den Schlußbericht der großen Ausstellungskommission erstattete die Präsidentin, Frau Glättli-Graf (Zürich); den Bericht des Organisationskomitees Frl. Rosa Neuenschwander (Bern), und den Bericht der Finanz-

kommission Frau Lüdi-Scherz (Bern). Die Ausstellung schließt, nach Rückzahlung des Garantiekapitals, mit einem Reingewinn von 602,000 Fr. ab. Der Umsatz der Ausstellung belief sich auf etwa 11 Millionen Franken. Bei der Abrechnung der Buchhalterin ergab sich ein Fehlbetrag von nur 30 Rappen. Die Liquidation des Inventars und der Abbau der Ausstellung vollzogen sich rasch und ohne Zwischenfälle. Der Erlaß der Steuern durch die bernischen Behörden wurde von der Präsidentin des Organisationskomitees noch ganz besonders verdankt. Die größten Einnahmen der Saffa bildeten die Wirtschaften, die 385,000 Franken ergaben, die Verlosung mit einem Ertrag von rund 165,000 Franken. Der Reingewinn muß gemäß den Statuten für die berufliche und wirtschaftliche Besserstellung der Frauen verwendet werden.

Das Organisationskomitee unterbreitete der Versammlung zwei Verteilungspläne in diesem Sinne. Der erste Plan wurde von Frau Dr. Sigrist (Luzern) begründet. Er sah eine Verteilung des Ueberschusses an die beteiligten schweizerischen Verbände vor, mit besonderer Berücksichtigung der drei Initiativverbände: Bund schweizerischer Frauenvereine, Schweizerischer katholischer Frauenbund und Schweizerischer Frauengewerbeverband, sowie der Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich, und als Dank an die Bernerinnen des bernischen Frauenbundes. Eine Restanz von rund 100,000 Franken sollte einem noch zu bestimmenden statutengemäßen Werke zugeführt werden. Den zweiten Verteilungsplan des Organisationskomitees begründete Frl. Anna Martin, Generalkommissärin der Saffa. Es lagen ferner Anträge vor von der kantonalen Kommission Zürich, begründet von Frl. Bloch; vom schweizerischen Verband der Akademikerinnen, begründet von Frl. Dr. Schmid (Bern); von der Sozialen Käuferliga, begründet von Mme. Chenevard (Genf), und persönliche Anträge von Frau Fürsprecher Hänni (Bern) und Frl. Egli (St. Gallen). Zur Annahme gelangte nach langer Diskussion der zweite Verteilungsplan des Organisationskomitees, mit einem Ergänzungsantrag von Frl. Dr. Grütter (Bern). Darnach wird der Reingewinn von Fr. 602,000 folgendermaßen verteilt:

100,000 Franken an den Schweizerischen katholischen Frauenbund, wovon 50,000 Franken nach fünf Jahren ohne Zinsgenuß; 100,000 Franken an den schweizerischen Frauengewerbeverband mit den gleichen Bedingungen, wovon 50,000 Fr. jetzt und 50,000 Franken nach fünf Jahren ohne Zinsgenuß; 50,000 Franken an den bernischen Frauenbund; 29,000 Franken, d. h. je 1000 Fr., an alle schweizerischen Frauenverbände, die Sitz und Stimme in der großen Ausstellungskommission besitzen, mit Ausnahme der zwei oben erstgenannten Organisationen. Die Restanz von 353,230 Franken soll vorläufig angelegt werden. Aus den Zinsen dieses Fonds werden alljährlich folgende Subventionen ausbezahlt: 5000 Franken an die schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich, und 3000 Franken an den Bund schweizerischer Frauenvereine. Eine Kommission, in der alle an der Saffa beteiligten Frauengruppen vertreten sind, erhält den Auftrag, die statutengemäße Verwendung der Restanz, also im Betrage von 353,230 Franken, in der Richtung eines vom Organisationskomitees beantragten Darlehensfonds für Frauen zu prüfen und der Delegiertenversammlung der beteiligten Verbände innerhalb eines Jahres Bericht und Antrag zu unterbreiten.

*

Diesem Bericht haben wir noch beizufügen, daß der Verein katholischer Lehrerinnen der Schweiz zu den 29 Verbänden gehört, die Sitz und Stimme in der großen Ausstellungskommission besitzen und nach dem nun in Kraft getretenen Verteilungsplan gleich allen anderen Verbänden 1000 Fr. erhält als Beitrag an die Unkosten, die ihm aus der Mitwirkung an der Saffa erwachsen sind.

Der schweizerische Frauengewerbeverband und der schweizerische katholische Frauenbund sind durch die Summe von je 100,000 Fr. vollständig abgefunden und scheiden aus der Versammlung der Verbände, die nach Jahresfrist über die Verwendung des Restkapitals im Betrage von Franken 353,000 Fr. zu beschließen haben werden.

Der Verein kathol. Lehrerinnen der Schweiz ist Teilhaber an diesem Kapital in dem Sinne, daß er an der Delegiertenversammlung der beteiligten Verbände über die endgültige Verwendung desselben mitbestimmen kann. M. M.

Briefkasten

Es wird für eine neue hauswirtschaftliche Zeitschrift Propaganda gemacht. Es scheint, daß sie zum Teil die Nacktkultur befördern will. Es ist das sehr leid neben der übrigen, teilweise sehr guten Ausstattung. Soll das christliche Schamgefühl in weiten deutschen Kreisen ganz vernichtet werden?! G. B.

15. Jahrgang Nr. 8 15. August 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Ein Kindergruß — Gedanken über Kultur — Auch ein Kurs — Passivität als Wirkungsform — Meine Jugenderinnerungen an das gute Buch — Ein Brülisauermorgen — Vereinsberichte — Briefkasten.

Ein Kindergruß

Oft wenn ich meines Weges ging,
Verdrossen und allein,
Und Nebel meinen Sinn umfing
Wie Busch und Stein —
Husch, husch — war es ein Vögelein,
Das flog und sang?

Ein Glockenklang der hell und rein
Durch allen Nebel drang?
Tripp tripp! Was da vorüberging,
Das war ein leichter Fuß;
Was mich wie Glockenspiel umfing —
Ein Kindergruß! Olga Brand.

Gedanken über Kultur

Zu jenen Begriffen, in deren Reinerhaltung wohl die erste Aufgabe unserer erziehenden Bildung liegt, weil wahrer Aufstieg und echter Fortschritt damit verbunden bleibt, gehört „Kultur“.

Die Moderne, die es vielfach liebt, längst gekannte Dinge mit einem neuen Namen zu bekleiden oder uralte Bezeichnungen mit einem andern Inhalte zu füllen, hat den Begriff „Kultur“ in seinem Wesen gefälscht und damit Ungezählte betrügen können. Wir brauchen gar nicht an die gewagtesten Aussprüche — „der Bubikopf ist die größte Kulturtat des 20. Jahrhunderts“; „der kultivierte Mensch wird es nie unterlassen, mit den Modeschöpfungen seiner Zeit zu sympathisieren“, und und dergl. — zu erinnern, wir haben genug Beweise, daß die gangbarsten, neuzeitlichen Auffassungen von Kultur mit dem wahren Sinne dieses Wortes nichts mehr gemein haben. Daß das aber in der Erziehung der Jugend, und ganz besonders in der Mädchenerziehung seine schwersten Folgen hat und noch haben wird, beweisen ein paar klare Blicke ins tägliche Leben. Aber auch da heißt es: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“ (Joh. 8, 32.)

Kultur in des Wortes ursprünglichster Bedeutung ist Bearbeitung, Veredelung, Pflege eines Gegenstandes. Die erste Bearbeitung, die der Mensch leistete, galt der Erde; er bebaute sie. Und so wurde der Bauer der erste Kulturträger, und die Arbeit die erste Bedingung der Kultur.

Man kann bei den Urvölkern so ziemlich allgemein drei Stufen feststellen: die Jäger- und Fischervölker, die in Wald- und Flußgebieten wohnten, jagten und fischten, der Natur also nur nahmen, ihr nichts gaben; die Nomaden oder Hirtenvölker, welche die ersten Tiere: Hund, Rind, Schaf, Schwein, Pferd, Kamel — zähmten, wiederum der Natur nichts — außer der Pflege der Tiere — gaben, ihr nur nahmen; die ackerbautreibenden Völker, welche den Boden bebauten und so zur regelrechten Arbeit übergingen. (Agricultur.)

Im übertragenen Sinne bedeutet dann Kultur ferner jede auf die Bearbeitung der äußern Natur gerichtete Tätigkeit des Menschen und deren Ergebnisse. Im Satze: der Hagel hat sämtliche Kulturen vernichtet, wird Kultur u. a. gebraucht zur Bezeichnung der Baum- und Bodenfrüchte.

Aus dem nahe liegenden Vergleiche der Seele mit einem zu bestellenden Acker, der sich im hl. Schriftworte: „Es ging ein Sämann aus, zu säen . . .“ unschwer erkennen läßt, ergab sich dann die Anwendung des Begriffes „Kultur“ auf die Seele von selbst.

Der denkende Mensch unterscheidet deswegen

immer genau zwischen äußerer und innerer Kultur, zwischen Stoff- und Seelenkultur.

Zur Stoffkultur gehört alles, was das äußere Leben des Menschen bequem und angenehm macht, so z. B. Kleidung, Nahrung Wohnung.

Zur Seelenkultur rechnet man alles, was die Seele veredelt wie Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst.

Aus dieser nüchternen Begriffsbestimmung lassen sich die notwendigen Folgerungen sehr leicht ableiten. Sie sind besonders dadurch wertvoll, lebenswichtig, weil sie uns in die Lage versetzen, den wahren Wert der Völker und Menschen zu beurteilen, und anderseits der Erziehung in der Schule die höchsten Ziele bieten. Der Gesinnungsunterricht, der ja von rechts und links gleich entschieden gefordert wird und besonders in der Geschichte zur Anwendung kommt, muß sich in allererster Linie um die Kulturwerte von Menschen, Dingen und Zeiten drehen.

Der Begriff „Kultur" sollte nur angewandt werden, wenn es sich um geistige Werte handelt; für alles andere kommt, strenge genommen, der Begriff „Zivilisation" in Frage.

Ein Volk, das neueste Verkehrsmittel, hochstehende sanitäre Anlagen, technische Erfindungen in Hülle und Fülle besitzt, mag hoher Zivilisation sich rühmen; kulturell kann es deswegen nicht genannt werden.

Ein Mann, der sich au dernier cri zu kleiden versteht, der über feinste Verkehrsformen und gesellschaftliche Sitten verfügt, mag gegenüber einem — Menschenfresser als sehr zivilisiert dastehen, Kultur aber dürfte man ihm deswegen noch nicht zuschreiben.

Ueber welche „Kultur" sich gewisse Völker im letzten Kriege auswiesen, ist allgemein bekannt, und welchen „Kulturzwecken" die neuesten chemischen Entdeckungen und Erfindungen zu dienen haben nicht minder.

Und daß unglaubliche Herzensroheit mit glänzender äußerer Zivilisation sich nicht selten vereinigt, ist eine beinahe tägliche Erscheinung.

Will daher die Schule zum Aufstiege unseres Geschlechtes , das im Zeichen des Fußballes einer unbändigen Sportswut zu erliegen droht — gegen eine vernünftige Sportsbetätigung sagen wir kein Wort! — oder in den Orgien einer schamlosen Körpervergötterung unterzugehen scheint, mitarbeiten, dann muß sie die Begriffe „Kultur" und „Zivilisation" klar und scharf herausarbeiten und wahre und falsche Menschen — und Völkerideale den Kindern unter die Augen halten.

Das richtige und natürliche Verhältnis zwischen Kultur und Zivilisation ist dann vorhanden, wenn die äußere Kultur der innern Kultur dienstbar wird. Das geschieht, wenn z. B. ein Schulhaus mit allen Errungenschaften eines neuzeitlichen Schulhausbaues ausgestattet ist, wenn gesundes Licht, wenn genügend frische Luft, wenn ein einwandfreies Banksystem, wenn eine erprobte sanitäre Anlage vorhanden ist. Das Schulhaus dient der innern Kultur, indem in seinen Zimmern Wissenschaft gelehrt wird, seine obengenannte Einrichtung dient der Zivilisation, und dadurch erleichtert sie den Zweck der Schule.

Wo man von Kultur sprechen will, muß man im gleichen Atemzuge die Seele nennen können. Ganze Völker wie einzelne Menschen können an Stoffgütern oder an äußern Lebensformen große Armut leiden, an Kulturwerten können sie trotzdem andere überragen. Spanien hat gewiß weniger Telephonstangen und geradlinige Straßen, weniger Fabriken und Kinos als Preußen, aber seine Schätze an Kunst und Wissenschaft, an Palast und Kirche lassen jene Preußens weit hinter sich zurück. Die einfache Bäuerin vom Lande mag sich neben einer fein gekleideten Dame aus der Stadt recht altmodisch ausnehmen, aber unter Umständen hat sie bedeutend mehr seelische Vornehmheit und Feinheit des Gemütes als diese. Konversationsweisheit und Kenntnis der letzten Schlager sichern noch keine Bildung.

Alles Kulturschaffen, das nicht die seelische Vervollkommnung auf irgend einem Gebiete erstrebt, ist ohne Nutzen für wahren Fortschritt; jede Schulbildung, welche die sittliche Entwicklung des Kindes vernachlässigt, kommt nicht über Drill und Dressur hinaus. Neben dem Nützlichen besteht noch das Wahre, Gute und Schöne; jenem dient die Zivilisation, diesem die Kultur. Beide im jungen Menschen vorzubereiten, für die tätige Anteilnahme an beiden geeignet und gewillt zu machen, das ist der große Beitrag, den die Schule an die Kulturarbeit der Menschheit zu leisten hat.

Es ist daher von größter Wichtigkeit, ob das Lehrziel der Bildung in der Schule der Seelenbildung oder der Körperbildung den Vorzug gibt, ob sie „in der schönen Form die schöne Seele" zu erreichen sucht, oder ob sie einseitig in der allzustarken Betonung des Körperlichen sich am Wesen der Erziehung versündigt.

Schulmethoden und Erziehungstheorien, die Autorität und Gehorsam mißachten, sind gesellschaft zerstörend und daher in der Folge kulturfeindlich. Wenn dem Kinde z. B. ein Wahlrecht zugebilligt wird, bevor es urteilsfähig ist, wenn seine Laune mehr Geltung haben soll, als des Lehrers Wille, dann wird es ein Wildling und fürs Leben unfruchtbar gemacht.

Pflege der Einzelpersönlichkeit im Kinde rettet die individuelle Schaffensfreude! Nicht die Fortschrittsnote entscheidet über den Wert des jungen Menschen, sondern die Tatsache, daß er seine

Anlage in den Dienst der Menschheit stellen kann und will, und die Schule hat dann gut gewirkt, wenn im schulentlassenen Kinde, der Wissensdrang lebendig wird.

Alle diese Tatsachen und Gedanken weisen auf jenen Grundsatz hin, der Kultur und Zivilisation weise unterscheidet, Kulturpflicht und Kulturarbeit weckt und fördert:

„Die Seele der Kultur, ist die Kultur der Seele!" Dr. Alb. Mühlebach.

Auch ein Kurs

In den pädagogischen Zeitschriften aller Richtungen stehen immer wieder Aufforderungen und Einladungen zur Teilnahme an den verschiedensten Kursen. Wer hätte noch nicht die detaillierten Programme dieser Veranstaltungen gelesen: Internationale Friedensbestrebungen, staatsbürgerlicher Unterricht, religionsphilosophische Kurse, Kongresse zur Behandlung der Frauenfrage, Tagungen der Vereine zur Hebung der Sittlichkeit; Volkswohlfahrt, Abstinenzbewegung, Lösung der sozialen Frage, psychologisch-methodische Arbeitsgemeinschaften, Turnkurse, Körperkultur etc. etc. . . . . wir kennen diese Programme zur Genüge und kommen uns oft recht minderwertig und rückständig und plebejisch einfach vor, wenn wir so ruhig und unbekümmert Schule halten und diese hohen Dinge weit draußen irgendwo vorbeirauschen lassen in der demütigen Erkenntnis, dies alles sei für gescheitere Leute als wir sind.

Heute möchte ich aber doch von einem Kurs berichten, der in aller Verborgenheit, in tiefem Stillschweigen und intensiver Arbeit vom 29. Juli bis 2. August in einem lieblichen Winkel unseres Schweizerlandes, in Wolhusen, abgehalten wurde. Es war freilich kein detailliertes Programm dazu herausgegeben worden, es waren auch keine Diskussionsabende und Korreferate vorgesehen, aber es wurden in vierzehn Vorträgen alle die Themata und Fragen, die heute die Geister beschäftigen, den zwanzig Hörerinnen dargelegt, besprochen, erklärt in einer feinen eindringlichen Weise, in anstrengendem Einzelstudium durchgearbeitet, wohl auch in einem Privatissimum individuell angewandt.

Es ging um die höchsten und heiligsten Dinge, um die Grundanlagen der Menschennatur, um ihr natürliches Gut- oder Verdorbensein, um die Bejahung oder Verneinung der aufbauenden Kräfte im Reiche des Geistes, um die Aufdeckung alter und neuer, leider oft unbekannter, vergessener Kulturwerte, um die Freiheit der Persönlichkeit, um psychologisch eingestellte Jugenderziehung, um klare, zielbewußte Methode, um das stille, große Leuchten der jungfräulichen Seele, um körperliche und geistige Mutterschaft, um katholische Grundsätzlichkeit und katholische Aktion, um das Hineinweben der Ewigkeitstatsachen ins zeitliche Menschenleben, um das Hinaufheben irdischer Tätigkeit in die Dauer der Unendlichkeit.

Es wurden auch Resolutionen gefaßt; sie wurden aber nicht kunstvoll redigiert und weder einer Schulkommission, noch einem Gemeinde- oder Kantonsrat, am allerwenigsten den hohen Bundesbehörden eingereicht. Aber zwanzig Seelen, jede einzeln und für sich, faßten dort Resolutionen in der festen Entschlossenheit, an deren Verwirklichung zu arbeiten und nicht nur Zeit und Mühe, sondern das ganze Leben dafür einzusetzen.

Und als am Abend des 1. August, nach dem Vortrag über die Demokratie als Gottesstaat, das Glockengeläute der Schweizerfreiheit in die stille Versammlung hineinklang und mit der feierlichen Melodie des Schweizerpsalmes aufgenommen wurde, da haben sich die Herzen der zwanzig Beterinnen, in allem internationalen Friedenswillen, der in seiner allumfassenden Liebe vor keinen Grenzpfählen Halt macht, doch in erster Linie der Arbeit fürs Schweizerland geweiht, der Schweizerjugend, dem Schweizervolke, in der heiligen Ueberzeugung von der Wahrheit jenes Wortes: „Das Wirken im Lehrberuf ist Volksdienst und Gottesdienst." H. v. A.

*

Passivität als Wirkungsform

„Einer mußt Du sein im Leben:
Du mußt steigen oder fallen,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein."
Goethe.

Dreifaches kann das Wort Passivität bedeuten. Der Vereinspräsident denkt wohl zuerst an seine Passivmitglieder, die den Beitrag leisten, im übrigen aber nichts zu tun haben. „Nichts tun" — das ist der eine Sinn des Wortes.

Der sprachhistorisch Eingestellte wird an Passiv — Passion denken und damit die andere Deutung hervorheben — nämlich Passivität als die seelische Haltung des Dulders, aller Schmerzenträger.

Endlich kann „Passivität" überhaupt die Einstellung jener bedeuten, deren Wirken nicht nach außen direkt zielt, die eine Welt des Unsichtbaren bewohnen, denen Gedanke Tat ist — und Gefühl alles.

Sowohl der Aktive als der Passive kann wir-

ken. Nur unter verschiedener Form. Die Magd, die nichts tut, erzürnt ihre Herrin, und jene, die alles falsch macht, erzürnt sie auch — beide bewirken das gleiche. Passivität ist also eine Wirkungsform. Ich darf diese Selbstverständlichkeit betonen, weil sie uns in der Praxis nicht so geläufig ist.

Nur zu oft setzen wir Handeln gleich Wirken, und Nichthandeln gleich Nichtwirken. Das ist die Folge unseres Hangs zur Aeußerlichkeit, der in Europa unter amerikanischer Flagge riesige Eroberungen macht. Indien könnte uns Besseres lehren, uns Christen, die wir doch unserer Religion gemäß im schönsten Gleichgewicht von Aktivität und Passivität wirken sollten.

Faust als Inder! Stellen sie sich das vor! Etwa neben einem „Siddharta"!! Sie werden lachen; denn Faust entwickelt sich ja zum reinen Tatmenschen. Doch begegnen wir ihm zuerst und zutiefst als Grübler. Er schlägt die Bibel auf und trifft auf die Stelle: „Im Anfang war das Wort." St. Johannes prägnanter und bündiger, wenn auch abgründiger Ausdruck erwächst aus positivem Gottesglauben. Er will theologisch erfaßt sein. Bei Faust gleiten wir aber vom Religiösen ins Philosophisch-Psychologische. In dieser Begriffssphäre kann das „Wort" jene feine Schwebe bedeuten zwischen Gedanke und Tat, Innen und Außen, Passiv und Aktiv. Faust, der Ungestüme, Maßlose, Unausgeglichene erträgt aber keine Schwebestellung. Aus der neutralen Mitte greift er zuerst nach der einen Seite aus und übersetzt: „Im Anfang war der Sinn." Dann aber siegt die Aktion, und er verkündet: „Im Anfang war die Tat."

Und heute gilt die Tat. Sie wird als einzige Wirkungsform betrachtet und deshalb überschätzt. Nicht von allen, gewiß nicht. Aber von der Mehrheit.

Der Idealist wird, ist er konsequent, für die Passivität einstehen:

„Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel,
gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, schöne mit dem,
was sie sind",

sagt Schiller. Unzweideutig stellt er hier die Tat an zweite Stelle und weist der Passio, dem Sein, die erste Stelle zu. Mit dem Glauben an unsichtbare, ideelle Werte ist auch der Glaube an die innere Wirkungsform gegeben. Der Aesthet im besondern wird mit Schiller einig gehen; denn er kümmert sich ja nie um das „Was tut es", sondern nur um das „Wie ist es".

Mit dem Christentum sehen wir beide Möglichkeiten gegeben, eine Aktivität ersten Ranges durch den apostolischen Gedanken, gleichzeitig aber auch die Verherrlichung der passiven Tugenden und des verborgenen Wirkens. Doch gilt die Tat ohne den entsprechenden innern Wert nichts, wohl aber Gedanke und Wille ohne die äußere Tat. Und das Leben Christi gibt uns das Letzte und Höchste nicht in der aktiven Wirkungsform, sondern Christus erlöst uns leidend, am Kreuze, durch Passivität. Würde und Wert der passiven Wirkungsform wurde auf Golgatha durch das edelste Blut besiegelt. Und war Märtyrerblut nicht der Samen für neue Christen? Was hätten die Reisen des heiligen Paulus genützt, wäre neben der apostolischen Tätigkeit nicht auch der Mut und der Wille zur Passio gewesen? Sie hat sich als Wirkungsform ebenso mächtig erwiesen als die Tat.

Und wie stellt sich die Frau? In ihrer Natur lebt zweifellos mehr das weiche, passive Element. Durch Dulden überwindet sie und in Liebe herrscht sie, mit Blick und Wort erreicht sie oft mehr als der Mann mit all seiner Willenskraft und Tatenreichtum. Die Leidenskraft und die Leidensfähigkeit sind bei ihr größer als beim Manne. Und ist es nicht bezeichnend, daß das nachgiebige Gretchen, dieses nur zu passive Wesen, das seine Schuld eigentlich mehr erleidet, dann aber auch leidend sühnt, daß dieses Gretchen im letzten Akt zu einer Art Beatrice wird, zur Führerin nach oben? Das Ewig-Weibliche — die Passivität ist jene Wirkungsform, die mehr nach innen und deshalb nach oben weist.

Gewiß wirkt die Frau heute auch im Oeffentlichen, gewiß gibt es viele, welche die aktive Wirkungsform erwählt haben. Aber entweder durchdringen diese ihr Tun erst recht mit Innerlichkeit und handeln dann echt fraulich, oder dann verkörpern sie eben nicht mehr die von Ewigkeit gedachte Idee „Weib". Sie sind einfach zum Mischmasch geworden, also unvollkommen, unfertig. Natürlich landet mein Schifflein jetzt beim Frauenstimmrecht. Und an diesem vielumstrittenen Ufer könnten wir bis „Absterbis Amen" sitzen bleiben, um dann am Ende noch zu sehen, daß es gar kein Ufer, sondern eine Sandbank war.

Es gibt zweifellos viele, welche wirklich aus Idealismus, aus Helfergeist und Schwesterliebe sich zum Frauenstimmrecht bekennen.

Und diese werden zum Beispiel sagen: „Das Alkoholverbot wäre schon lang angenommen, wenn wir Frauen stimmen dürften. Und überhaupt, der Einfluß der Frau würde doch angenehm bemerkbar sein in den Gesetzen."

Schön und recht. Aber: Erstens kann das nicht mit mathematischer Sicherheit festgestellt werden zum voraus. Zweitens: Ließe sich nicht auf dem Weg des konsequenten Idealismus, des konsequenten Christentums, des konsequenten Frau-Seins das gleiche erreichen, was das Frauenstimmrecht erstrebt? Nur viel weiblicher, viel organischer, von innen heraus. Aber dieser Weg zieht eben nicht.

Er verlangt Geduld und vor allem: Verzicht auf die öffentliche Anerkennung, ein Ungenanntsein. Und man müßte eben wieder von jenem Zentrum ausgehen, das Gott ist und Gott heißt und deshalb so vielen zu unmodern und veraltet, auch unbequem ist. Die Bewegung zum Frauenstimmrecht nennt Christus nicht, denkt ihn nicht und meint ihn auch nicht. Um die letzten Ziele des Menschen kümmert es sich nicht, bloß um Verbesserung unseres Daseins, um unser irdisches Wohl — das ist ihm primär. Deshalb ist es für uns eine sekundäre Frage. Notwendig ist nur ein Heil, das der Seele — und über das wird nicht abgestimmt.

Ich weiß, diese Meinung nimmt sich höchst wunderſam aus, denn sie ist gotischen Stils. Aber vielleicht, vielleicht dringen wir doch durch, wir „Passiven". Unſere Wirkungsform muß nicht erst im Bundeshaus erstritten werden. Sie steht uns jederzeit zur Verfügung.

Möglicherweise führt mir nun eine werte Leſerin Muckermanns Schrift „Die katholische Aktion" an und trumpft mir mit deren letzten Seiten auf. In dem Kapitelchen über die Tat steht der Satz: „Diese Zeit der ungeheuren Tätigkeit, in die Gott uns gestellt hat, diese herrliche Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten, sie ist schon darum unſere Zeit, weil sie Taten will und nur noch Taten schätzt." Nun — diesem Satz widerspreche ich in aller Bescheidenheit; denn ich glaube, Taten sind doch ans Stoffliche, Aeußere gebunden, infolge dessen begrenzt. Unbegrenzte Möglichkeiten stehen nur der passiven Wirkungsform offen. „Das meiste erarbeiten wir nicht, wir erleiden es" — schrieb mir meine Lehrerin vor dem Staatsexamen an den Pultdeckel — und nach dieſer Devise richten sich die contemplativen Orden. Wer weiß, was deren Mitglieder uns alles erbeten? Niemand. Sie erleiden vielleicht, was mancher zu erarbeiten vermeint.

Dann heißt es im gleichen Kapitel, die Philoſophen hätten Gott als den actus purus bestimmt, und Goethe habe sich die Unsterblichkeit nicht anders vorgestellt als ein Fortschreiten zu immer reinerer Tätigkeit. — Nun, ich bin hier Laie, aber mein Interesse ist sehr groß diesbezüglich, und ich frage: Wird denn Gott nicht Jahwe genannt, der Seiende — also nicht der Tuende. Und betet die Kirche nicht: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe? Und ist diese Ruhe nicht eben der Endpunkt einer sich stets verfeinernden Tätigkeit? Und wäre vielleicht das Wesen Gottes eben dadurch mitbestimmt, daß bei ihm Tat und Sein eins sind? O wie hätte ich Freude, wenn an dieſer Stelle aus berufener Feder eine Antwort käme auf diese Fragen, die ins Theologische greifen, aber sicher allgemein interessieren.

Das Folgende bei Muckermann ist dann übrigens ganz im Sinne meiner Ausführung, man leſe nur aufmerksam nach. „Auch Ideen sind Taten" — schreibt er, und um geistige Positionen kämpfe die katholische Aktion und um Verinnerlichung. Sodann wird gesagt, daß unser Ringen heute gleich dem werde wie das der ersten Christen, also ein passives. Erst nachher könne die katholische Herrschaft mit ihrem Eroberungszug einsetzen. Also Passivität als Wirkungsform. So steht gottlob kein wesentlicher Widerspruch zwischen der kleinen Schrift Muckermanns und meinen Zeilen; denn in die Schar der katholischen Aktion wollen wir uns ja stellen, wir, die an inneres Wirken, eben an katholisches Wirken, an die katholiſche Aktion glauben.

O. B.

Meine Jugenderinnerungen an das gute Buch

Ich weiß es noch so gut. Es war in Martelis Stübchen. Wie war es draußen so ungemütlich, feuchtkalt. Der Regen tropfte monoton von der Dachrinne. Ob auch einzelne Tropfen vom Wind gestoßen an die Fenster trommelten; wir merkten es nicht; denn drinnen, da war's wunderschön.

Damals tat ich Siebenjähriges zum erstenmal einen Blick in das Wunderland des Märchens. Und ich fand es so schön, so seltsam, so neuartig, daß mir der Eindruck bis heute blieb.

Martelis Mutter erzählte. Wir kauerten auf dem Teppich zu ihren Füßen — mäuschenstill; doch grollten wir mit beredten Zeichen den bösen Stiefschwestern Aschenbrödels. Als aber die girrende Taubenschar zum Küchenfenster hereinschwirrte, der lieblichen Märchenprinzeſſin zu helfen, da lächelten wir freudig auf und jauchzten beim Gedanken an die Goldkostüme, gerade im günstigen Augenblick hergezaubert. Wir atmeten am Schluß auf. „Ah, wie ist ihnen recht geschehen", urteilten wir rasch und befriedigt. Damals ahnte unser kindlicher Geist etwas von der ergreifenden Würde selbstloſer Menschen, und unser junges Herz wandte sich ab von der niedrigen Selbstsucht. Auch mochten wir mit leisem Grauen ahnen, wie die Sünde in lichtloses Elend führt, die Tugend aber zur verklärten Vollendung.

„Aschenbrödel" wurde mein erstes Erleben in einer fremden Welt. Meine Kindesphantaſie zog mich in den Bann dieſes Ungewohnten, Reizvollen, das mir im Märchen entgegentrat. Und als ich stockend und stammelnd, mit viel Mühe die ersten gedruckten Wörtlein eigentlich aus der Fibel mit plattgedrücktem Zeigefinger „hinauspreßte" da schlich ich eines Tages über die knarrenden Dielen des Estrich. Ich suchte die alten Bücher, die ich

droben wußte, unter Staub und Spinngeweben hervor. Ich wollte Märchen lesen. Wie war ich enttäuscht! Nicht alles sind Märchenbücher. Alte Schul- und Sittenbücher mit gelblich verblichenen Blättern und für mich unverständlich steifem Druck fand ich. Weg war alle Poesie. Und als ein „dürrer" Weberknecht mit zappligen, langen Beinen über das alte Bücher-Chaos hastete, da ergriff ich niedergeschlagen und entsetzt die Flucht. — Von da an begehrte ich noch viel mehr Märchen.

Aus der Schulbibliothek erhielt ich endlich Märchenbücher mit schönen, farbigen Bildern. Die ersten las ich gleich zwei- und dreimal. Alles erzählte ich meinen Kamerädlein, und das war das Allerschönste. Pauls kecke, schlaue Aeuglein blitzten mich an. Annis rote Backen wurden röter, und ein Eifer glänzte aus dem bräunlichen Gesichtchen. Der hitzige Sepp an meiner Seite klemmte mich erregt in den Arm, als der Wolf die Großmutter verschlang.

Etwas Neues war in unsere Kinderspiele getreten. Wir wollten es nicht mehr missen. Eine herrliche Vorstellungswelt, reizvoll und eigenartig hatte sich uns geöffnet. Wir freuten uns am Schönen. Das war meine Märchenzeit, etwas vom Anmutigsten, das ich besessen. —

Es kamen lange Winterabende. Draußen wehte der Wind so kalt, daß es schien, er ritze die Haut mit scharfen Nadeln. Oft heulte er auf und wirbelte Schneeflocken um die Hauswehr. Er r atterte an den Läden und ließ die Fenster klirren.

Wir saßen beisammen in der warmen Stube. Im Ofen prasselte das Feuer. Das Holz knackte. Zu den Spalten des Ofentürleins heraus huschte der rötliche Feuerschein und vermischte sich mit dem milden Halbdunkel der Stube. Da stiegen sie vor mir auf, die Gestalten aus einer fernen, sagenumsponnenen Zeit.

Onkel erzählte. Er kannte alle Heimatsagen. Er hing an der Heimatscholle, an all den stillen Orten und trauten Plätzchen, den Wiesen und Wäldern, vom Hauch der Vorfahren geweiht. Seine ganze Heimatliebe bebte durch das liebe, dunkle Organ seiner Stimme. Seine Schilderungen rissen mich hin. Andächtig versenkte ich mich in diese Bilder.

Obwohl noch jung, erfaßte ich doch die Tragik im Geschick des Burgfräuleins von Neuenstein. Die Raubritterburg wurde durch unerbittliche Belagerung zur Uebergabe gezwungen. Vorher noch nahm der wilde, trotzige Raubritter das zarte Mädchen zu sich aufs Pferd und ritt mit ihm von der Höhe des Schlosses in den Tod. Ergreifend ist die seltsame Sage von der „Tränenfluh", welche der Volksmund an einen tropfenden Felsen an der Straße von Erschwil nach Beinwil knüpft. Schalkhafte Geschichtlein erzählt man sich vom „Narrenbrünnli, von dem niemand trinken darf", da es statt abwärts, aufwärts zu fließen scheint. Welch sittlicher Gehalt liegt in der Sage vom stolzen Paßwang-Senn, der aus Hochmut und Hartherzigkeit um Hab und Gut kam! Unser Schwarzbubenland ist reich an schönen Sagen.

Allmählich spürte ich den gesunden Pulsschlag der Volksseele, der diese Heimatsagen belebt. Tiefes, wahres Empfinden, reiches Erleben mit glühender Vorstellung schaffen diese anmutigen Gebilde.

Ich erkannte überhaupt den Wert der Heimatdichtung. Sie rührt mit weichem Finger an die zartesten Saiten unserers Gemütes und macht sie harmonisch klingen.

Wie ansprechend tritt uns der „Geiß-Christeli" von Ernst Zahn entgegen! Wie ein lieber Bekannter erscheint er mir, ein schlichter, scheinbar gewöhnlicher Bauernbub: unbeholfen, einfältig, befangen, ja geradezu „hölzern". Doch welch Heimatstolz, welch Unabhängigkeitsgefühl flammt aus diesen Augen. Straff spannen sich die Muskeln des braunen Knabengesichtes, wenn er sich als König fühlt, inmitten seiner Herde, im Schutz der schneegekrönten Berge. Wenn er dem fremden Stutzer, die roten Fäuste in die Hosentaschen vergraben, mit trotzigem Kopfheben begegnet, scheint er hochmütig kalt. Doch ein heißes Herz klopft unter dem groben Hirtenhemd. Heimatbilder, seltsam und schön, Melodien voll Rhythmus und rauschendem Klang, wie sie nur der Hirte kennt, erfüllen ihn. Fein empfindet er. Sein Gemüt sträubt sich empört gegen das Gemeine, das ihm in der Stadt vor Augen tritt. Er ist ganz das Kind seiner Umgebung: ungewöhnlich, herb, oft wie aus Granit gemeißelt, dann wieder weich und fühlend wie die Lämmlein seiner Herde. Rein und frisch ist sein Gemüt, wie weiße Gletschermilch.

Heimatdichtung, du lockst mich mit deinen lieben, trauten Bildern, die mir den Staub des Alltags wie mit Sonnengold verklären! . . . .

Mit ganz anderen Gefühlen las ich: „Durch Wüste und Wildnis." Spannung machte mich schneller atmen. Ungewöhnliches nahm mich gefangen. Ich glaubte vor mir die Sandhügel der Sahara zu sehen. Ich fühlte das unheimliche Rieseln des fahlgelben Staubes. Und ich erschauerte bei dem Gedanken, daß selbst in dieser endlos sich dehnenden Trostlosigkeit der Odem Gottes weht. Mein Geist war in den geheimnisvollen Oasen. In den Palmen säuselte es. Ich ahnte den Strahlenglanz der ägyptischen Sonne. Unwiderstehlich fesselte mich das heißblütige, kriegerische Wesen der Wüstenbewohner.

Niegehörtes, Nichtgeahntes lernte ich kennen. Stets suchte ich die fremden Länder und Städte im Atlas nach.

Durch die magische Hülle der Darstellung schimmert oft eine ganz andere Wirklichkeit. —

Gegenwärtig bevorzuge ich historische Werke, besonders Lebensbeschreibungen. Künstlerisches Schaffen vermag im Buche ganze Zeitepochen lebendig zu gestalten. Soziale Zustände einer früheren Generation beleuchten blitzlichtartig die Gegenwart. Sie öffnen Blick und Verständnis für die Tagesfragen. Wir verkehren geistig mit genialen Seelen der Vergangenheit, die durch ihre sittliche Kraft Unsterbliches leisteten.

Das gute Buch ist wie ein Quell, dessen Ursprung die Gedankenwelt ist. Seine Wellen spiegeln das Menschenleben in seinen Höhen und Tiefen. Klar müssen sie sein, durchsichtig bis auf den Grund. Sie sind es; wenn sie aus tiefem Erdreich kommen und sich richten nach den Gesetzen des ewig Wahren. Sabina Hänggi.

Ein Brülisauermorgen

Brülisau im Sommerzauber. Wie ein Traum liegt vor mir die liebliche taufrische Landschaft, vorn die weidlichen Hügel, hinten der dunkle Wald und darüber die grauen Felsen. Hinter der Fähnern rötet sich der Himmel, ein kühler Wind weht von den Bergen nieder. Die Gräslein hängen voll Tau, die Blumen schlafen noch. O diese wundervolle Stille! Nur ein Vogelgezwitscher; der Kirchbach rauscht dazu ganz leise, wie es eben zu dieser Friedensstimmung paßt. Röter wird der Himmel und schwärzer der Tannwald davor. Wie oft hab' ich aufgeschaut zu ihm, wenn ich den Weg zum Kirchlein schritt. Und plötzlich glitzert's und jubelt's hervor, — die Sonne ist da. Und das ganze Land liegt golden vor mir. Die Wiesen funkeln, die Blumen erwachen, und an den Hängen des Kronberg scheinen die Hütten wie Feuer. Und nun singt das Glöcklein von St. Martin mit seinem Kinderstimmchen.

Meine Augen sind voll Tränen. Lebet wohl, ihr Sommerfluren, ihr weichen Hügel, du teures Volk! Lebet wohl, meine geliebten Kinder, — mein Lebenspfad lenkt ab von hier! Was ich gepflanzt in weiche Herzen, vertrau ich Dir, Du Himmelsgärtner, — was ich hier geliebt, wirst Du mir nicht vergessen! — Zum letzten Mal betrete ich das Kirchlein, das mir so oft die Pforten geöffnet, zum letzten Mal wandle ich den Pfad zum Schulhaus hinüber, am Brunnen vorbei, der mir an stillen Abenden so manches Lied gerauscht. Und nun zum letzten Mal hinein in meine Schule. Sie ist leer, die Ferien sind da, aber meine Kinder wissen nicht, daß ich sie verlassen will, diesen Abschied habe ich mir und ihnen erspart. Da lasse ich zurück ein Bild unserer lieben hl. Theresia, von der ich oft gesprochen und — eine treue Liebe. Mit dem Bewußtsein, Gottes Weg, den er mich führt, zu wandern, überschreite ich ziemlich ruhig die Schwelle. Und ich muß daran denken, wie wir einmal im Himmel voll Jubel, so Gott will, uns wiedersehen und grüßen werden.

Dann saß ich zum letzten Mal um den Tisch herum mit den unvergeßlichen, teuren Lehrerskindlein und ihrem lieben Mütterlein. Eine Lücke war auch in diesem Kreise schon, denn der Vater lag krank im Spital. Umso schwerer ging uns das Abschiednehmen. Keines sprach davon. Selbst meine kleinen Lieblinge waren bedrückt und liebkosten scheu meine Hände. Da meldete man den Wagen. Zum letzten Mal in die lieben Augen gesehen, — der letzte Händedruck, hinab die Stiegen, — und dann ging's hinunter durch blühende Wiesen nach Appenzell. Der Bubi stand in den Wiesenblumen mit bloßen Füßlein und winkte, und seine Mutter sah uns nach, bis wir entschwunden waren. Immer weiter lagen Tal und Berge zurück, mein Herz war immer noch schwer, aber doch glücklich, so viel Liebe zurückgelassen zu haben, die doch nicht verblüht.

Zwei Jahre sind verflossen, seit ich Brülisau verlassen. Brieflein und Karten mit eckigen Kinderbuchstaben liegen ungezählt vor mir. Und mein süßes Kindlein möchte sie alle erhaschen mit seinen Patschhändchen. Es ahnt nicht, was sie mir bedeuten, es ahnt nicht, daß sie, die fremden Kinder, die Brücke waren zum wahren Mutterberufe und -glück. Und die Karten und Brieflein erraten meinen Gedanken auch nicht, den Gedanken nämlich, daß ich als Mutter die bessere Lehrerin wäre.

J. M.

Vereinsberichte

Sektion Gallus d. V. k. L. d. Schw. Lehrerinnenkonferenzen sollen Weihestunden der Seele und Erholungsstunden des Körpers sein — Sonntage im oft gar werktäglichen Leben. Ein solcher „Sonntag", harmonisch und schön, war der vergangene 15. Juli a. c., da wir uns in der gastlichen Pension Felsengarten in St. Gallen zur Hauptversammlung zusammenfanden. Wären nur noch viel mehr gekommen, sich zu erheben und zu freuen! Das Programm war reich besetzt. Wie schon sehr oft, so sollte es uns auch diesmal zeigen, daß unser Beruf priesterähnlich ist. Mag die Welt lächeln über den Idealismus der Lehrerin, wenn sie sich nur ganz bewußt ist, daß ihr Beruf heilig und schön ist. Er ist uns ein unversiegbarer Freudenquell deshalb, weil wir

mithelfen dürfen, die Kinderseelen für den Himmel vorzubereiten. Und der Himmel auf Erden ist das heilige Meßopfer. Das Hauptthema hieß: Wie kann die Lehrerin im biblischen Geschichtsunterricht auf das Verständnis der heiligen Messe hinarbeiten.

Vier Kolleginnen teilten sich in die Arbeit: Fräulein Hedwig Scherrer, Roßrüti bei Wil, in gar lieber taufrischer Weise, wie dies bei den Kleinsten der Elementarschule geschehen kann. In ernst-schöner Weise für die Mittelstufe zeigte es die Lehrerin der kleinen verborgenen Ganzschule Quinten, Fräulein Anna Stadler. Gar praktisch durch Vorzeigen einiger feiner kirchlicher Wäschestücke des Missionskränzchens einer städtischen Schulklasse von St. Gallen bewies Fräulein Lina Knüchel den Arbeitslehrerinnen, wie auch sie die Kinder in der Nähschule zu besserem Verständnis der Liturgie erziehen können. Fräulein Hedwig Scherrer, Lehrerin in St. Gallen, zeigte in kurzen Zügen sehr anregend, wie die Oberstufe, die 7. und 8. Klasse, zur rechten liturgischen Freude, zu Verständnis und Mitmachen erzogen werden kann.

Noch viele könnten in dieser Art wirken, selbst in ungünstigen Schulverhältnissen, denken wir z. B. nur an das Missionskränzchen jener Oberklasse aus der gemischten städtischen Schule von St. Gallen. Wo ein Wille, da ist ein Weg! Die vier Referate werden in der „Schweizer-Schule" zu lesen sein.

Es lag eine gar schöne Harmonie über der Versammlung. In ziemlich vorgerückter Nachmittagsstunde konnte unsere liebe Präsidentin, Fräulein Rosa Bättig, Rorschach, Schluß erklären, mit dem frohen Bewußtsein, daß es nicht bloß eine schöne, sondern auch eine wertvolle Tagung war. B. B.

Briefkasten

Assisi-Rom-Monte Cassino.

9.—21. Oktober 1929.

9. Oktober: Zürich ab 23.20 (Luzern ab 23.42).
Arth-Goldau ab 0.22.

10. Oktober: Mailand an 5.50. Frühstück im Bahnhofrestaurant.
Mailand ab 7.00.
Bologna an 10.22. Fahrt ins Hotel: Besichtigung der Kirchen des hl. Dominikus, der hl. Katharina, des Doms, der vielen Paläste, der Universität; ev. Wallfahrtsort „Madonna di San Luca".

11. Oktober: Bologna ab 10.40. Mittagessen im Zug.
Assisi an 19.42. Nachtessen und Ruhe.

12. Oktober: Gottesdienst in der Basilika des hl. Franziskus. Besichtigung derselben, sowie der Kirchen S. Chiara und S. Damiano, und des Vaterhauses des hl. Franz.

13. Oktober: Besuch von S. Maria degli Angeli mit Portiunculakirchlein.

13. Oktober: Assisi ab 9.16. Mittagessen im Zug.

13. Oktober: Rom an 13.20. Besuch der drei Hauptkirchen zwecks Gewinnung des Jubiläumsablasses, und der übrigen Basiliken. — Audienz bei Hl. Vater Papst Pius XI. Gottesdienst in den Katakomben. Besichtigung der vatikanischen Museen. — Ausflug nach Frascati, nach den Aussichtspunkten Janiculum, Pincio, Aventin. Besuch des Forum Romanum, Quirinal, etc. etc.

17. Oktober: Rom ab 18.25, Montecassino an 21.05. Gottesdienst in der Abteikirche; Frühstück. Besichtigung des Gotteshauses und der Pinakothek.

18. Oktober: Montecassino ab 12.56.
Rom an 15.35. Zeit zu freier Verfügung. Nachtessen.
Rom ab 21.40.

19. Oktober: Rapallo an 6.13. Gottesdienst, Frühstück, Küstenfahrt nach Portofino-Mare.
Rapallo ab 10.35.
Genua an 11.39. Mittagessen, Besichtigung einiger Kirchen und Paläste, Rundfahrt mit prächtiger Aussicht.
Genua ab 15.15.
Mailand an 18.10. Fahrt ins Hotel, Nachtessen und Ruhe oder Besichtigung der Gallerien.

20. Oktober: Besuch des Doms, S. Ambrogio, Brera.
Mailand ab 12.05.
Art-Goldau an 17.56 (Luzern an 18.29), Zürich an 18.55.

Assisi-Rom-Montecassino: mit diesem Dreiklang haben die Glocken den Lateran-Frieden eingeläutet.

In einer kleinen Gesellschaft von höchstens 18 Teilnehmerinnen werden Sie im Sonnenland Italien unvergeßliche Eindrücke empfangen und innerlich bereichert nach Hause kehren; so ist es all jenen Reisegefährtinnen ergangen, welchen die Unterzeichnete bis anhin das Geleite geben durfte. Ihre gründliche Kenntnis der zu besuchenden Städte, die vollkommene Beherrschung der italienischen Sprache, sowie eine ins kleinste gehende Vorbereitung bürgen für eine genußreiche Reise.

Für die 5½ Tage, die auf Rom entfallen, hat die Führerin ein ungemein reichhaltiges Programm ausgearbeitet, das jeweils am Vorabend bekannt gegeben wird und wovon das beiliegende nur ein Auszug ist.

Unterkunft und Verpflegung finden wir in Rom und Assisi in gastlichen Klöstern, wo wir uns gleich heimisch fühlen werden; in den übrigen Städten steigen wir in Hotels ab, die der Führerin persönlich als sehr gut bekannt sind.

Reisekosten: Diese betragen Fr. 390.—, absolut alles inbegriffen, wie Fahrt Zürich-Monte-Cassino retour zweiter Klasse, Auto- und Tramfahrten; Logis und Verpflegung mit drei Mahlzeiten; Trinkgelder und Eintrittsgebühren, etc.

Anmeldung: erfolge möglichst bald; äußerster Termin 15. September 1929.

Zahlung: geschieht spätestens bis 25. September 1929 auf Postscheck Nr. IX. 0.017 Schweiz. Genossenschaftsbank, St. Gallen (Konto Nr. 3593, Romfahrt).

Paß: zu Fr. 4.—, zwei Jahre gültig, ohne Visum.

Kleidung: Besser zu warm als zu leicht; schwarzes Kleid oder Mantel für die Audienz. Möglichst wenig Gepäck!

Auskunft: Wird jederzeit bereitwilligst erteilt und beste Referenzen stehen zur Verfügung. Man lege den Anfragen gefl. Rückporto bei.

St. Gallen, Tellstraße 19. Telefon 2116.

Pia Eberle.

15. Jahrgang Nr. 9 12. September 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Einladung zur Generalversammlung — Die katholische Lehrerin an der Kulturfront — Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten?

34. General-Versammlung
des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz

7. Oktober, 10 Uhr, Regierungsgebäude Zug.

Traktanden:

1. **Begrüßungswort** des Vorsitzenden, Hrn. Erziehungsdirektor **Etter,** Zug.
2. Protokoll, Jahresbericht und Rechnungsablage.
3. **Mädchenerziehung** und Lehrerin. Referentin: **Ehrw. Schwester Dr. Matthäa Bock,** Baldegg.
4. **Mädchenturnen.** Referentin: **Ehrw. Schwester Coletta Jöhl,** Menzingen.
5. Wahl des Central-Vorstandes.
6. Umfrage.

1½ Uhr: Mittagessen im Hotel Bahnhof. — 3 Uhr: Versammlung der Krankenkasse.

Liebe Kollegin!

Lassen Sie sich recht freundlich zu unserer Versammlung einladen. Sie verspricht ja sehr interessant zu werden. Der Mädchenerziehung bringt die Gegenwart großes Interesse entgegen, wir Erzieherinnen selbstverständlich in erhöhtem Maße. Tüchtige Lehrkräfte aus Instituten, denen eine Großzahl unserer Mitglieder ihre Ausbildung verdankt, werden uns ihr Bestes bieten. Darum wollen wir uns recht zahlreich um sie scharen und nachher eine frohe Stunde edelster Freundschaft pflegen.

In den ersten Jahren hatten wir unsere Jahresversammlungen fast immer in Zug und alle erinnern sich mit Freuden an dieselben. Möge der alte frohe Geist, der damals unsere Scharen belebte, auch über diese Tagung schweben.

Aarau, den 29 August 1929.

Für den Vorstand: **Marie Keiser.**

Die katholische Lehrerin an der Kulturfront!

Nachdem in zwei Aufsätzen das Wesen der Kultur im allgemeinen und die Beziehungen der Erzieherin zur Christuskultur im besondern dargelegt wurden, soll versucht werden, soweit es in unsern Rahmen paßt, die Aufgabe der kathol. Lehrerin als Kulturträgerin zu beschreiben.

Als Papst Pius XI. in seinem ersten Rundschreiben vom Dezember des Jahres 1922 sein Programm kundgab, sprach er vom „Frieden Christi im Reiche Christi" und als Mittel zur Erreichung dieses Friedens im wiederaufzubauenden Gottesreiche nannte er die „katholische Aktion", d. h. die „katholische Bewegung"!

Unter ihr versteht man alle Bestrebungen und Arbeiten einzelner und ganzer Organisationen unter der Leitung der Kirche, welche die Wiedergeburt des Laienapostolates zum Ziele haben. Der kathol. Geistliche soll nicht mehr allein Bewahrer kathol. Glaubensreichtümer und Eroberer von Neuland sein, der Laie soll wieder, wie es die Urchristen getan, bewußt in seinem Leben und durch sein Beispiel Christi Namen ehren und Christi Reich mehren. Jeder Urchrist fühlte in sich die Pflicht der Propaganda, und die Missionierung der ersten Jahrhunderte war in gewisser Beziehung ebenso sehr die Tat der Laien wie der Kleriker: der Soldat, der Kaufmann, der Beamte, der Arbeiter (Sklave) setzten sich in ihren Kreisen für die Glaubensverbreitung als für eine selbstverständliche Sache ein. Daß das heute nicht mehr so ist, hat seine Ursache besonders in der Reformation, die möglichst vieles laisierte (verweltlichte), sogar hl. Sakramente zu bloß menschlichen Verträgen herabwürdigte. Damals fing man an, die Verteidigung der Religion und die Verbreitung christl. Wahrheit dem Geistlichen allein zu überlassen, und noch später kam es dazu, den Geistlichen auf Kirche und Sakristei zu beschränken.

Heute ist die katholische Kulturfront bedroht! Wird die „Katholische Aktion" nicht zu einer machtvollen Welle, die alles Feindliche und alle Feinde hinwegschwemmt, dann kommt es zum großen Dammbruch in der Weltkultur, die als geistige Sündflut allgemeine Vernichtung in sich trägt!

Papst Pius XI. nun, fordert alle, Männer und Frauen, zur Arbeit und zum Kampfe für die katholischen Kulturgüter auf, und wie die Römer ihrer besten Zeiten unter dem Rufe: „Pro aris et focis!" Für Herd und Altar! in die Schlacht zogen, müssen auch wir im Bewußtsein für das Höchste zu ringen, unsere Kräfte allein und in der Gemeinschaft messen.

Der Friede in der Welt kann nur bestehen, wenn die „Ruhe der Ordnung der Dinge", d. h. der wahre Kulturfriede wiederhergestellt ist, der Gottesrechte und Menschenforderung zueinander in gerechte Beziehung bringt: die Anbetung Gottes und wahre Menschenwürde miteinander vereinigt!

Der hl. Augustinus spricht von einem Weltreich und einem Gottesreich, die bis ans Ende aller Dinge bestehen werden: es kann also nie voller Friede werden, und das Schwert, das uns Christus brachte, muß immer aus der Scheide gezogen bleiben. Einstecken kann es nur der, welcher mit dem Weltgeist sich aussöhnt, Kompromisse schließt, charakterlose Zugeständnisse macht und seine Grundsätze verrät. Und doch gibt es einen Frieden: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch!" (Joh. 14, 27).

Dieses ist der Friede, welcher durch die „Katholische Aktion" wieder ins Gottesreich kommen soll. Er wird nicht errungen im Kampfe gegen Personen, sondern gegen den Irrtum. Der Samaritaner im Evangelium hat trotz des Irrtums seiner religiösen Auffassung zweimal dem rechtgläubigen Juden zum Vorbilde dienen können, und wir müssen uns wohl hüten, Menschen im eigenen oder im fremden Lager, deren Ansichten wir nicht teilen können, als minderwertig in irgend einer Art hinzustellen. Aber gewinnen müssen wir so viele als nur möglich aus der Christenheit zu einem grundsätzlicheren Leben und so viele als nur möglich aus dem feindlichen Lager durch unser lebendiges Glauben.

Der große Irrtum, an dem die Welt krankt, durch den das Weltreich seine Grenzpfähle bis weit ins Gottesreich hinein vorgetragen hat, das ist der Laizismus. Gegen diesen richtet sich in allererster Linie die „Katholische Aktion"! Er ist jene menschenfeindliche Zielrichtung, die Gott aus der Welt schafft. „Sprecht den Namen Gottes 30 Jahre lang nicht mehr aus, und er wird aus dem Gedächtnis der Menschen verschwinden!" Alles und jedes soll im Namen des Menschen und nur wegen des Menschen geschehen!

Dem gegenüber gilt es, die Welt wieder mit Gottes Gedanken zu füllen, damit in möglichst vielen Menschen Gottesreich wieder hergestellt wird! Dazu aber reicht der Geistliche nicht aus! Dazu muß der Laie helfen; denn es handelt sich um Gottes und seine Sache!

Wenn die „Katholische Aktion" die Erneuerung in Christus zum Zwecke hat, so sucht sie damit nur einen Zustand wieder herzustellen, der einmal fast tausend Jahre herrschte, ja, der in seiner Art sogar in allen heidnischen Völkern zur Zeit ihres Aufstieges vorhanden war.

Man macht gar oft den verhängnisvollen Feh-

ler, das Heidentum insgesamt als verdorben und verlottert hinzustellen. Und man glaubt einen vernichtenden Vorwurf geschleudert zu haben, wenn man der Moderne vorwirft, sie wolle das Neuheidentum einführen. Dabei vergißt man aber vollständig, daß es Glanzzeiten der Frömmigkeit im Heidentume gegeben hat, die — es gab eben noch kein Christentum — das ganze tägliche Leben mit all seinen großen und kleinen Dingen, mit den Göttern in Beziehung brachte. Die Heiden opferten bei Tische, riefen die Götter vor dem Kampfe an, huldigten ihnen vor jedem Staatsgeschäfte, streuten ihnen Weihrauch vor den Festlichkeiten im Theater, beteten zu ihnen in den Tempeln, auf den Höhen der Berge und im Flüstern der Wälder . . . es gab keinen Laizismus, keine Säkularisation. Sie waren in einem großen Irrtume befangen, aber sie anerkannten auf ihre Art die höchste Gottheit. Von einer Trennung von Kirche und Staat, von einem neutralen Staate war keine Spur . . . das sind lauter Erfindungen der neuen Zeit!

Und erst die Urchristen! Diese Männer und Frauen der Begeisterung und der Liebe! Die ohne Macht und Waffe, bloß mit der Kraft ihres Glaubens das alte Rom in den Staub zwangen . . . . wie haben sie doch ihre Zeiten und Tätigkeiten, ihre Geschäfte und ihr Leben mit christlicher Atmosphäre angefüllt! Ihnen galt eben als Lebensgrundsatz: der Christ kann nur christlich denken, sprechen und handeln! Und was haben sie damit erreicht? Einer ihrer Schriftsteller rief den Zeitgenossen im heidnischen Lager im vierten Jahrhundert zu: „Wir sind erst von gestern und all das Eure haben wir schon in Besitz genommen: Städte, Inseln, Festungen, Gemeindebehörden, Versammlungsplätze, Heerlager, Zünfte und Klassen der Bürger, Palast, Senat und Gerichtshof!“ Und was müssen wir heute sagen: „Wir sind bald zweitausend Jahre alt und all das Unserige haben wir wieder verloren: Staat, Familie, Schule, Kunst, Wissenschaft, Theater, Oeffentlichkeit, Presse und Buch!“

Hätten wir die Mahnung des Apostels der Liebe: „Da ihr das Licht habt, glaubet an das Licht, damit ihr Kinder des Lichtes seid!“ (Joh. 12, 36) befolgt, wir müßten heute nicht an das Wiedererobern denken, wir müßten heute nicht mit Entsetzen wahrnehmen wie die Reinheit der Sitten verhöhnt, die Heiligkeit der Familie verspottet, die Autoritätslosigkeit der Jugend gefördert, die Arbeit verflucht, das Geld heilig gesprochen und die unvernünftige Körperkultur als einzige Rettung gepriesen wird. Und was das Beklagenswerteste daran ist, daß alles das auch auf katholischem Erdreich Wurzeln gefaßt und von allzuvielen beklagenswerten Menschen und großen Kindern nicht erkannt, sondern sogar gehätschelt wird.

Kein Christ darf dem Aufrufe des hl. Vaters taub die Heerfolge verweigern! Jede Seele lebt und stirbt mit ihrem Glauben! Darum müssen wir alle die „Katholische Aktion“ zur Ehrensache machen! Als Laien die Aufgabe, zu bewahren und zu mehren, täglich erfüllen und mit einer heiligen Leidenschaft Seelen lieben und Seelen gewinnen! Glauben wir doch an die Macht unseres Beispieles und wir werden die Welt wieder christlich machen!

Einen Fehler müssen wir aber unbedingt meiden! Der große Schweizerbischof und Dulder Kardinal Mermillod hat einmal das Wort von der „Häresie des tätigen Lebens“ geprägt und damit eine Auffassung verurteilt, die uns moderne Katholiken bis an die Türschwellen unserer Kirchen verfolgt. Mit diesem Ausspruche wird die Abirrung eines großen Teiles unserer Christen getroffen, die so leben, als ob alles nur von der persönlichen Tätigkeit und den Talenten des Menschen abhängen würde. Muß man da nicht auch fragen: „Tun das nicht auch die Heiden?“ (Mt. 6, 31) Anbeter im Geiste und in der Wahrheit — das ist es, was Gott vor allen Dingen fordert, der moderne Mensch bildet sich aber ein, Gott eine große Ehre zu erweisen, wenn er vor allem nach äußern Erfolgen strebt. Das katholische Leben hängt in erster Linie nicht ab von glänzenden Festzügen, von rauschenden Wohltätigkeitsbazaren, von der Kunst der Diplomaten, sondern es nimmt seine Kraft von der Innerlichkeit der einzelnen Gläubigen, d. h. von ihrem Sakramentenempfang, von ihrem Gebetseifer, von ihrer Grundsätzlichkeit im öffentlichen Leben, von ihrer christlichen Nächstenliebe. Die äußern Handlungen müssen Offenbarungen des innern Gnadenlebens sein und nur dann wirken sie aufbauend!

Tätige Menschen haben nur dann Wert für die große katholische Wiedergeburt, wenn sie auch betende Menschen sind!

Wenn die katholische Lehrerin als Führerin der Jugend an die bedrohte Kulturfront stehen will, wenn sie mit ihren Mitschwestern anderer Länder, die schon lange aufgestanden sind, die Einigkeit des Glaubens und der Liebe wahren will, dann muß sie die Not und das Gebot der Zeit erkennen, dann muß sie im Bewußtsein der edelsten Kultur zu dienen, wieder opferfreudig werden, tätig sein oder wenigstens solchen, die arbeiten und wirken, nicht als Fußangel hinderlich im Wege stehen!

Die Ziele sind unendlich! Der Kampf ein Schauspiel für Himmel und Erde! Wie die kathol. Lehrerin allein und in der Gemeinschaft mitstreitet, wird ein weiterer Aufsatz zu zeigen versuchen. Dr. Alb. Mühlebach.

Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten?

Mir wurde die große und schöne Aufgabe, zu zeigen, wie die Kleinen der ersten und zweiten und auch der dritten Klasse zum Mitfeiern, Miterleben des hl. Meßopfers können erzogen werden.

Es ist mir große Freude, etwas zur Lösung dieser überaus großen Aufgabe beitragen zu können, obwohl ich weiß, daß mein Können und meine Lehrweise nur Bruchstücke sind und in keiner Weise Anspruch auf „gut" erheben.

Der Zweck meiner Ausführungen ist lediglich der, an die Notwendigkeit dieser Aufgabe zu erinnern und das Pflichtgefühl, hierin etwas zu tun, wachzurufen und zu zeigen, daß es möglich ist, schon beim Kinde in der Elementarschule mit der Meßopfererziehung zu beginnen.

Das hl. Meßopfer war seit Anbeginn der christlichen Kirche der Gipfelpunkt religiösen Lebens. Als Gnadensonne leuchtete es durch das Mittelalter. Ueberall, wo der Kirche Gefahr drohte, scharten sich die Gläubigen umso geschlossener um das Golgatha der Altäre. Und so ist es geblieben bis in die jüngste Vergangenheit und Gegenwart. Das Kirchengebot: Du sollst an Sonn- und Feiertagen . . ., verpflichtet unter schwerer Sünde. — Deshalb füllen sich sonntäglich die Kirchen mit Erwachsenen und Kindern. Aber — kommen sie alle aus dem innern Bedürfnis, Kraft und Trost zu holen — kommen sie als Mitopfernde? —

Die Kinder gehen in die Schul- und Sonntagsmesse, weil sie müssen. Aber gedanken-, interesse- und tatenlos verharren sie bei den gottesdienstlichen Handlungen.

Allerorts herrscht deshalb Klarheit, daß unter unserer Jugend eine religiöse Wiedergeburt geschaffen werden muß. Der Weg hiezu führt durchs hl. Meßopfer.

Für uns kathol. Lehrerinnen ein hl. Programm! Wer wollte nicht mithelfen dieses zu lösen, durch Aufbietung aller seiner Kräfte, daß es nicht nur ein leerer Schall bleibt? —

Die Meßopfererziehung kann unmöglich erst in den obern Klassen mit Erfolg einsetzen, nein, schon im ersten Schuljahr, denn, was das Kind nicht lieben und schätzen gelernt hat von klein auf, das wird ihm, wenn es vom Geiste unserer Zeit angesteckt ist, nicht mehr oder nur schwer gelingen.

Die Kirche bindet das Kind nach vollendetem 7. Altersjahre zur Sonntagspflicht — das aus weiser Fürsorge, dem Kinde die Gewinnung des Gnadenschatzes zu ermöglichen.

Also für uns die große Verantwortung, wenn wir das Kind ohne Anleitung, ohne religiöse Einstellung zum hl. Meßopfer, auch wenn sie noch so primitiv ist, ziehen lassen. — Wenn wir die Kleinen als andächtige Beter zum Heiland führen, erschließen wir ihnen das Himmelreich.

In der bibl. Geschichte lernt das Kind die Heilandsliebe zu uns Menschen kennen. Dabei darf es nicht bleiben. Es muß ihm der Begriff der Gegenwärtigkeit der Heilandsliebe klar aufgehen und das geschieht durch unermüdlichen, unaufdringlichen Hinweis. Alles, was das Kind in der biblischen Geschichte gehört, erarbeitet hat, muß in die Praxis umgesetzt werden. Kein Gebetlein darf um seiner selbst willen gelernt werden. Es muß praktisch angewandt gebetet werden.

Nun einige Beispiele aus der Praxis:

1. Einheit

Zuerst lernt der Kleine Gott erkennen — als unsern allmächtigen Schöpfer — unsern liebevollsten Vater.—

Wir reden mit dem Kinde von Gott:
wo er ist — betonen seine Allgegenwart —
wie er ist — betonen seine Heiligkeit —
was er ist — Herr und Vater —
was er liebt und was er haßt —
was ihn freut — was ihm leid, weh tut.

Sofort setzt die Erziehung zur Tat ein. Oft und unvermerkt muß das Kind an die Gegenwart Gottes erinnert werden — vor und während der Arbeit — auch wenn es gefehlt hat — durch ein kurzes Wort, eine kurze Frage: Wer sieht dich? Wen vergissest du?

Man führe das Kind wirklich, oder im Geiste ins Haus Gottes. — Haus Gottes, dieser Begriff geht dem Kinde bald auf.

Nun setzt sich das Wissen in die Tat um. — Weil Gott uns so nahe ist, weil er uns so lieb hat, uns hört und sieht, wollen wir niederknien, unsere Hände falten, an ihn denken, mit ihm reden: „Lieber Gott, wir sind zu dir in die Kirche gekommen. Du siehst uns, wie wir vor dir knien, wie wir die Hände falten. Wir haben dich lieb. Du hast uns auch lieb. O bitte, segne uns! Gelt, du hast Freude, daß wir zu dir gekommen sind. Ich komme nun oft zu dir in die Kirche. Einmal will ich zu dir in den Himmel kommen.

Lieber Gott mach mich fromm,
Daß ich zu dir in den Himmel komm.

Das „Vater unser" wird oft langsam gebetet, mit ganz einfacher, kurzer Erklärung nach jeder Bitte.

(Fortsetzung folgt.)

15. Jahrgang Nr. 10 17. Oktober 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Streiflichter von der 4. Tagung katholischer Lehrerinnen deutschen Stammes — Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten? — Innerschweiz. Beratungskurs — Briefkasten.

Streiflichter von der 4. Tagung kath. Lehrerinnen deutschen Stammes in Zams im Tyrol

Von F. L. L.

I.

Nummer 6 unserer „Lehrerin“ brachte eine Einladung zur Teilnahme an der diesjährigen Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutschen Stammes. Als Tagungsort war Zams bei Landeck genannt, als Daten der 13. und 14. August. Das traf mitten in meine Ferienzeit hinein. Mein Ferienprogramm war längst bestimmt. Und doch — die Tagesordnung der Arbeitsgemeinschaft war so verlockend, so vielverheißend fürs Berufsleben, daß ich meinen lieben Ferienplan aufgab und mich nach einer Reisegefährtin nach dem Tyrolerland umsah. Ich fand viele, die gern mitgekommen wären, keine, die sich frei machen konnte. So verließ ich denn allein, Montag, den 12. August, morgens mit dem Achtuhr-Schnellzug mein liebes Luzern und kam abends ca. 5 Uhr bei strömendem Regen, aber ganz ohne irgendwelchen Zwischenfall — der Grenzbeamte wollte kaum glauben, daß mein kleines Handtäschchen mit den nötigsten Toilettengegenständen und einigem Schreibmaterial, mein einziges Gepäckstück sei — in Zams an und wurde von der ehrwürdigen Präfektin im schmucken Kloster der Vinzentinerinnen freundlichst empfangen. Sie führte mich gleich in einen großen, luftigen, saubern Schlafsaal mit ca. 30 Betten, wies mir eine Schlafstätte an und ließ mich hier ungestört einige Zeit von den Strapazen der Reise ausruhen. Ich war ihr dankbar dafür. Eben, als ich meine kleine Siesta aufheben wollte, kam Leben, frischfrohes Leben in den einsamen Raum. Die Wiener-Lehrerinnen waren's. Von ihren Namen habe ich kaum den einen oder andern merken können, aber daß sich eine hl. Mutter Anna, eine Eminenz, ein heiliger Sylvester und eine Anzahl anderer erlauchter Persönlichkeiten unter ihnen befanden, hatte ich rasch herausgehört. Hinter meinem weißen Zellenvorhang schmunzelte ich in die Kissen hinein ob der ersten witzigen Entrüstung über die primitive Schlafgelegenheit, mit der man sich aber bald, gegenseitig bestens getröstet abfand, und ich lachte noch oft heimlich und öffentlich über die drolligsten Einfälle und die echte Wienergemütlichkeit, die mir den großen Schlafsaal eigentlich lieb machte, sodaß ich schließlich recht ungern von ihm und besonders von seinen lieben Insassen schied. Als die Glocke zum Nachtessen rief, waren bereits 70 katholische Lehrerinnen — aus allen deutschen Stammlanden zusammengeströmt, auch 3 liebe Schweizerkolleginnen aus St. Gallen und Aargau waren darunter — im geräumigen Speisesaal des Klosters versammelt.

II.

Der Morgen des 13. August sah ca. 180 katholische Lehrerinnen geistlichen und weltlichen Standes — auch zwei Schwestern von Ingenbohl — um den Altar der prächtigen Klosterkirche geschart, wo Seiner Hochwürden Bischof Waitz die heilige Messe zelebrierte, und zwar in einer Art und Weise, wie eben Bischof Waitz, der mit dem Werden und Wachsen der katholischen Frauenorganisation Oesterreichs, wenn ich so sagen darf, ganz eigentlich verwachsen ist, es tun kann. Im Versammlungssaale fanden sich an beiden Tagen vor- und nachmittags sämtliche Tagungsteilnehmerinnen mit regstem Interesse ein und horchten gespannt auf das, was ihnen zu Nutz und Frommen der ihnen anvertrauten Jugend hier geboten wurde. Auch der hochwürdigste Bischof erschien zur Tagung, sowie der hochw. Volksbildungsrefe-

rent Dr. Metzler, der den Lehrerinnen aus seiner reichen Erfahrung manch praktischen Wink zu geben verstand.

Es liegt nicht im Rahmen dieser Ausführungen, die einzelnen Vorträge samt ihrer regen und und erfolgreichen Diskussion eingehend zu skizzieren. Interessentinnen mögen sich an das Generalsekretariat des Vereins katholischer Lehrerinnen, Berlin-Steglitz, Breitestr. 17, wenden, wo, wie mir gesagt wurde, nächstens ein ausführlicher Bericht mit genauer Wiedergabe sämtlicher Vorträge und Diskussionen herauskommen wird. Ich möchte aus dem ganzen nur einige besonders prägnante Sätze hervorheben, die auch uns Schweizerlehrerinnen reichen Stoff bieten zum Nachdenken und Verarbeiten und sich gut auf unsere Verhältnisse anwenden lassen.

Zuerst sprach Frl. Dr. Maria Müller, Lehrerin aus Köln, über unsere „Grundsätzliche Stellung zu modernen Psychologien (Psychoanalyse, Individualpsychologie, Charakterologie)". Sie führte uns klar und anschaulich durch das ganze Labyrinth dieser psychologischen Schwierigkeiten und Wirrnisse — zeigte aber schließlich auch die Haupttirrtümer der modernen Forscher auf: Sie entwickeln psychologische Gesetze aus dem Anormalen und übertragen sie auf das Normale. Alles Seelisch-Uebernatürliche wird geleugnet. Im Mittelpunkt steht der Erzieher, der alles kann. (?) Bischof Waitz, hob die Hauptgedanken des Referates nochmals in kurzen Sätzen hervor und rief uns dann mit seiner vollen, klaren Stimme zu: „Katholische Lehrerinnen, vergessen sie es nie, es gibt nicht nur eine erbliche Belastung; es gibt auch eine erbliche Begnadigung." Im 2. Vortrag zeigte Direktorin Kapral aus Wien an Hand der jetzigen Wiener Schulverhältnisse, wie weit die modernen Psychologien im praktischen Schulbetrieb führen. Die Schülerbeschreibung Wiens fordert, daß jede Lehrkraft jedes Jahr von jedem Schüler 20 Eigenschaftsfragen beantworte. Die zeitgemäße Klassifikation aber verlangt, daß die Schülerleistungen nicht mehr mit Ziffern, sondern mit Worten, die immer ein gewisses Lob enthalten sollen, damit Minderwertigkeitsgefühle ausgeschaltet bleiben, zensuriert werden sollen. Dieser Grundsatz scheint, von außen her betrachtet, wirklich bestechend, die Praxis aber lehrt, daß die Schule darunter leidet. Die faulen, interesselosen Kinder werden dadurch in ihren schlechten Eigenschaften unterstützt, während die fleißigen, talentierten schweren Schaden nehmen. Die Zeugnisse selbst aber werden zum Betrug an der Oeffentlichkeit. Die Geschäftswelt unterzieht sie deshalb einer eingehenden Ueberprüfung.

Hüten wir uns, die Minderwertigkeitsgefühle beim Kinde überwuchern zu lassen. Keineswegs aber darf, wie die modernen Psychologen es verlangen — es sei hier nur an eine Forderung Adlers erinnert: Man erziehe nicht zum Gehorsam, wenn man den Trotz vermeiden will — die Erziehung zum Guten aufgesteckt werden, um Minderwertigkeitsgefühlen vorzubeugen.

Das 3. Thema „Wie festigen wir unsere Jungmädchen gegen unabwendbare Gefahren für Glauben, Sittlichkeit und Entfaltung echter Weiblichkeit" fand zwei Bearbeiterinnen. Direktorin Maria Holleschowsky, Altrohlau, Deutschböhmen berücksichtigte die städtischen Verhältnisse, während Frl. Lehrerin A. Wieners aus Bad Deiburg in Westfalen mehr die ländliche Jugend ins Auge faßte. Was durch diese 2 Referate samt der besonders rege benützten Diskussion an interessanten, praktischen vorzüglichen Anregungen geboten wurde, läßt sich im Rahmen von Streiflichtern nicht einmal andeutungsweise wiedergeben. Vielleicht ergibt sich ein anderes Mal Gelegenheit in unserer Zeitschrift auf das für unsere Verhältnisse Wertvollste zurückzukommen. Nur soviel sei für heute festzuhalten: Im Alter von 14, 15 Jahren, wenn unsere Mädchen die Volksschule verlassen, kann die eigentliche Festigung in Glauben und Sittlichkeit, die Entfaltung echter Weiblichkeit erst beginnen und somit fängt die eigentliche Mission der kath. Lehrerinnen jetzt erst recht an. Wir müssen uns deshalb auch in der Freizeit — aller Undankbarkeit der Aufgabe zum Trotz — den jungen Menschen ganz positiv zur Verfügung stellen, um das Beste zu erringen.

Das 4. Referat endlich, „Bedeutung der Willensbildung für die Mädchenerziehung unter besonderer Berücksichtigung des Gemeinschaftslebens", von Dr. Maria Weinand, Essen, setzte den andern die Krone auf. Was soll ich nur davon sagen, da hier selbst eine Diskussion wegfiel, damit die Wirkungen der herrlichen Ausführungen gebührend in uns weiterklängen?

III.

Begreifst du nun, liebe Kollegin, daß ich es auch nicht eine Sekunde lang bereute, meine herrlichen Ferienpläne über den Haufen geworfen zu haben, um in Zams im gemütlichen Tyrolerlande Tage zu verleben, die mir das Idealbild der katholischen Lehrerin, besser als vielleicht Exerzitien es vermocht hätten, neuerdings und unauslöschlich in die Seele zeichneten? Es waren herrliche, auf seltener Höhe stehenden Vorträge, die man uns bot, und die, trotz der zum Teil äußerst schwierigen Materie, frei gehalten wurden und in steigender Kurve Interesse und Aufmerksamkeit wachhielten. Durch die ganze Tagung aber wehte jener Geist der zielbewußten Aufgeschlossenheit, die den modernen Strömungen nicht mit der Scheuklappe furchtsamer Abwehr, sondern mit

dem Ernst tapferer, sachlicher Ueberprüfung entgegentritt, um unsere strebende Jugend, die nun einmal in die moderne Zeit mitten hineingestellt ist, rechtzeitig mit dem Guten und wahrhaft zeitgemäßen der Moderne vertraut zu machen und sie auch rechtzeitig zum Kampfe gegen das Uebertriebene, Schlechte zu wappnen, die also, wie namentlich das letzte Referat dartat, vor dem Zeitgeist, der sich heute mehr oder weniger ins ärmste Dörfchen einschleicht, sorgsam auf der Hut ist, um das Böse, das darin eingebettet liegt, mit Scharfsinn herauszuspüren, das Gute aber voll und stark auszuwerten; die an die katholische Lehrerin die Anforderungen stellt, selbst unermüdlich vorwärtszustreben, um nicht nur beruflich sondern auch im Kampfe der Geister um die Jugend auf der Höhe zu sein; (sie wähle sich zu diesem Zwecke am besten kritische, vom katholischen Standpunkte ausgehende Bücher und Schriften, denn die wenigsten von uns haben Vorbildung genug, um ohne Schaden für die eigene Seele sich an die Quellen zu wagen), die verlangt, daß die kathol. Lehrerin ein vollkommenes Leben erstrebe, aber ohne dabei ihre Vervollkommenheit auf irgend eine Insel zu retten, den Blick abgewendet vom Festlande des wogenden Lebens, wo der Kampf um die Jugend tobt, in welchem auf unserer Seite jede Lehrerin mit dem Mut und der Entschlossenheit einer Stauffacherin auf ihrem Posten sein muß, soll nicht die Knechtschaft des Bösen den Sieg davontragen. Nichts ist ungerechter, als die Jugend von heute mit der eigenen Jugend zu vergleichen und dann mit der Geste der Entrüstung den Stab über sie zu brechen. Einmal gibt es trotz allem heute noch ein großes Heer wahrhaft guterzogener Jungmädchen von einer Glaubensbegeisterung und Sittenreinheit und lieblichen Jungfräulichkeit, die unsere eigene Jungmädchenbravheit in den Schatten stellt. Und zweitens: Darf man überhaupt vergleichen, wenn die Grundbedingungen des Vergleichs, — die total umgewälzten Zeitverhältnisse — ganz andere sind? Fehlt es in den meisten Fällen nicht in erster Linie an der Erziehung? An der Erziehung durchs Elternhaus besonders, aber auch an der Erziehung durch die Schule? Die Erzieher früherer Generationen hatten es leichter. Sie schöpften aus dem Vollen, aus der Erfahrung der Zeit. Wir müssen umlernen, weil die Zeit anders ist, so ganz anders als früher. Wie hat sich doch Pater Theodosius ausgedrückt: „Im Bedürfnis der Zeit liegt der Wille Gottes." Katholische Lehrerin, heute verlangt die Zeit von dir, daß du dich ins Kriegsheer Christi, des Königs, einreihst und dich mit offenem, scharfen Blick in den wogenden Kampf um die Jugend wagst. Vielleicht stellt dich der Herrgott nicht direkt an die Front. Aber in einem wohlgeordneten Kriegsheer ist auch der geringste Posten von unbedingter Wichtigkeit. Auch eine katholische Lehrerin der A B C-Schützen im Bergdorf muß sich heute auf der Höhe der Zeit halten. Daß sie ihre Pflichten im Kreise der Kleinen voll und ganz erfüllt, ist selbstverständlich. Aber sie muß auch im Ringen um die heranreifenden Jungmädchen beteiligt sein. Weniger Vorbereitung für die Schule, weniger Korrekturen machen ihr dies gerade zur doppelten Pflicht. Und wie gern kehren viele Jungmädchen mit ihren kleinen und großen Anliegen zur lb. Beraterin ihrer ersten kindlichen Sorgen und Schwierigkeiten zurück, wenn diese es nur versteht, mit ihnen durch die Schuljahre in gewissem Kontakt zu bleiben, und ihnen stets wachsendes Verständnis und aufgeschlossene, alles umfassende Mütterlichkeit entgegenbringt. Wie man's etwa anpacken kann, zeigte uns in Zams eine Diskussionsrednerin, Frl. Bichel aus Wien, mit der Anregung für Sprechstunden und einem auserlesenen Programm für „Kurse zur Schulung fürs Leben".

Es gäbe noch ungemein viel zu „beleuchten" von dem, was uns die Tagung alles bot. Möge das, was ich hier in schwachen Worten, aber mit der heiligen Begeisterung, die die herrliche Tagung in uns geweckt hat, zu streifen versuchte, unsern Schweizerlehrerinnen einige Anregungen geben. Ganz besonders aber möchte ich recht viele auffordern: Wenn nächstes Jahr die Einladung zur Tagung nach Leitmeritz in der Tschechoslowakei erfolgt, kommt mit! Und wenn einmal die Schweiz als Tagungsland auserwählt wird, wollen wir uns alle restlos freuen, die Lehrerinnen von nah und fern herzlich willkommen heißen und nach Möglichkeit dazu beitragen, daß die Schweizertagung jener in Zams ebenbürtig zur Seite steht. Wir selbst werden den größten Vorteil daraus ziehen.

Dem Vorstand der Arbeitsgemeinschaft aber möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen und gleichzeitig gratulieren zu der vorzüglichen Zusammenstellung des Programms, der trefflichen Wahl der Referentinnen, dem flotten Präsidieren der Tagung und — last not least — zu der liebenswürdigen Veranstaltung von Spaziergängen und heimeligen Abendunterhaltungen, die uns katholische Lehrerinnen aus allen deutschsprechenden Landen einander in froher, zwangloser Gemütlichkeit so nahe brachte.

Niemand aber befürchte, daß der Geist der Tagung für unsere Schweizerverhältnisse nicht passe. Es war nicht moderner Zeitgeist, der die Tagung durchströmte, sondern der weitblickende, alle Hindernisse überbrückende Geist des katholischen Laienapostolats nach dem Willen des gemeinsamen Vaters der Christenheit, Pius XI.

Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten? (Fortsetzung.)

2. Einheit:

Das Benehmen in der Kirche, im Hause Gottes. Wir üben die Kniebeugung, das Weihwassernehmen, das Händefalten und fragen uns nach dem warum.

Man zeige im Bilde, noch besser in Wirklichkeit den Altar, den Tabernakel, das ewige Licht.

3. Einheit: Wenn wir von der Erschaffung des Menschen sprechen, und herausgefunden haben, wie unendlich viel mehr die Seele wert ist als der Leib — wenn wir ihre Bestimmung und ihre Gefahren kennen, kommen wir zu sprechen auf die Liebe des Gottessohnes, der sich in der hl. Hostie verbirgt, um mitten unter uns zu wohnen — sogar in unser Herz, in unsere Seele zu kommen, damit sie ja recht stark wird, damit das Böse nicht Meister wird. (Hier erzählen die Kinder von ihren Beobachtungen in der Kirche, an der Kommunionbank.)

So lieb hat Gott Sohn, der Heiland, die Menschen! Im Tabernakel wartet er auf uns und freut sich, wenn wir zu ihm kommen, mit ihm reden, ihm sagen, was nicht gut geht. Besuchet ihn oft! Wann? (Die Kinder nennen Gelegenheiten, wann sie den Heiland kürzer oder länger besuchen können.) Sagt ihm dann: Schau, lieber Heiland, ich bin da. Ich liebe dich! Segne mich!

O lieber Jesu, komm zu mir,
mach ein frommes Kind aus mir!

So pflege man bei jeder Gelegenheit das freie Gebet, verbunden mit einem früher eingeübten Gebetchen.

4. Einheit: Wann steigt denn der Heiland vom Himmel auf die Erde und verbirgt sich in der hl. Hostie?

Ihr hört jeden Morgen läuten in der Kirche. Die Glocken rufen: Kommt in die Kirche, in die hl. Messe. — Viele Menschen stehen jeden Morgen früh auf, daß sie vor der Arbeit noch in die hl. Messe gehen können, denn sie wissen, da kommt der Heiland auf den Altar und bringt viele Gnaden.

Wer war auch schon in der hl. Messe?

(Erzählt eure Beobachtungen!)

Auf einmal wird's ganz still in der Kirche. Die Glocke läutet — der Meßdiener klingelt — alle Leute knien, sind ganz ruhig, schauen auf den Altar. Der Priester beugt sich über den Altar und betet leise. — Das ist ein ganz heiliger Augenblick! Warum? Da steigt der Sohn Gottes vom schönen Himmel auf den Altar, ohne daß wir es sehen — und verbirgt sich in der hl. Hostie.

Der Priester zeigt sie uns. Wir schauen den Heiland in der Hostie an und beten:

Mein Herr und mein Gott.

Da muß man sehr darauf dringen, daß die Kinder die hl. Hostie mit Glaube und Liebe ansehen. Dann präge man den Kindern ein, zu beten: Jesus, dir lebe ich, Jesus, dir sterbe ich, Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod.

Man stelle den Kindern Beobachtungsaufgaben — was auf dem Altare vorgeht.

In der folgenden Bibelstunde kontrolliere man. Es ist sehr wichtig, daß die Kinder zum Beobachten in der Kirche angeregt werden. Für die Kleinen, die zur hl. Messe gehen, ist es eine Belohnung, wenn sie ihre Erlebnisse mitteilen dürfen. Für die andern ist es ein Ansporn.

Der erste elementare Schritt zum hl. Meßopfer ist so gegeben — das erste bewußte Glauben. —Die Kirche— das Haus Gottes — Tabernakel, die Wohnung des Heilandes — Der Altar, der Mittelpunkt der Kirche — Die Freude des Heilandes, wenn wir ihn recht oft besuchen. — Diese Eindrücke müssen in den weiteren Lektionen, bei jeder Gelegenheit vertieft und erweitert werden.

(Fortsetzung folgt.)

Innerschweizerischer Beratungskurs

Der luzernische Kantonalverband des schweiz. kath. Frauenbundes veranstaltet am 13. und 14. November d. J. im Großratssaale zu Luzern einen innerschweizerischen Beratungskurs für weibliche Organisationen, zu dem auch die Lehrerinnen herzlich eingeladen sind. Als Hauptthema steht: die Leitung des Vereines und die Aufgabe des Vereines. Fachpersonen verschiedenster Berufe werden u. a. sprechen über: Das Recht des Vereines, die Finanzen des Vereines, die Leitung des Vereines, die sittlichen Volksgüter und der Verein, die caritativen Aufgaben des Vereins, der Verein und die Volksgesundheit. In diesen Vorträgen wird wohl alles, was die heutige Frauenwelt hinsichtlich ihrer Organisation und ihrer Aufgabe berührt, seine eingehende Beratung finden, und es dürfte daher angezeigt sein, auch die weiblichen Lehrpersonen, besonders die Vorstände ihrer Vereinigungen auf diesen I. B. K. aufmerksam zu machen und sie dazu einzuladen.

Briefkasten

Bericht über die Generalversammlung und Vereinsberichte folgen in der nächsten Nummer. Red.

15. Jahrgang Nr. 11 14. November 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Die katholische Lehrerin an der Kulturfront — Zuger Tagung des Vereins kathol. Lehrerinnen der Schweiz — † Sr. Hieronyma Weber — Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der heiligen Messe hinarbeiten? — Verschiedenes — Vereinsberichte — Briefkasten.

Die katholische Lehrerin an der Kulturfront

II.

Die Bedingung fruchtbarer und wahrer Mitarbeit in der „Katholischen Aktion“ ist die persönliche Wiedergeburt! Die Erneuerung des innern und äußern Lebens in Christus!

Leo XIII., dessen groß angelegte Rundschreiben die „Katholische Aktion“ eigentlich vorbereiteten, hat in einem dieser gesagt: „Jede Gesellschaft, die sich aus Niedergang erheben will, muß im Sinne ihres Ursprunges arbeiten.“

Was will das bedeuten? „Aus Gott, durch Gott und in Gott“, heißt der gewaltige Kreislauf, in dem sich alle Geschöpfe, besonders aber der Mensch, bewegen. Wir sind Christen! Unser Name verbindet uns mit Christus! Ist diese unsere Verbindung aber wirklich eine Tat? Oder ist sie nur ein Name, den wir bewußt oder unbewußt etwa noch aus Ueberlieferung tragen? Sind wir uns stets bewußt, daß unsere natürliche Bestimmung nicht in der Existenz allein besteht, sondern im sittlichen Leben? Entsprechen wir dem Paulinischen Lebensgrundsatz: „Ihr möget also essen, oder trinken oder etwas anderes tun, tuet alles zur Ehre Gottes.“? (I. Cor. 10, 31.) Ist unser tägliches Christentum so ausschließlich Verbindung mit Christus, daß wir in jenes Bild passen, das Christus selber gemalt, als er vom Weinstock und von den Reben sprach?

Jede Gesellschaft ist, mathematisch gesprochen, eine Summe vieler Summanden. Soll sie auch sittlich einen Wert darstellen, dann muß jedes Einzelglied sittlich wertvoll sein. Wir nennen wieder den hl. Paulus. Im zweiten Briefe an die Korinther (2, 15) bietet er uns eine wundersame Erklärung zu dieser Wahrheit; er schreibt: „. . denn wir sind für Gott ein Wohlgeruch Christi unter denen, die gerettet werden, und unter denen, die zu Grunde gehen . . .“ Wie zum würzigen Dufte eines Tannenwaldes jede einzelne Tanne beiträgt, so sollen wir zum „Wohlgeruche Christi“ durch unsere Tugend beitragen, d. h. in unserm Sinne zur Wiedergeburt der christlichen Gesellschaft persönlich unsern Teil beitragen. In unserer persönlichen Wiedergeburt wird die ganze Gesellschaft im Teile wiedergeboren. Sind aber alle Teile wieder in Christus erneuert, dann ist auch das Ganze erneuert, und dann haben wir mitgewirkt an der Erfüllung jener Forderung, die Papst Leo XIII. aufstellte: „Nur die christliche Wiederherstellung des öffentlichen und privaten Lebens ist das Heilmittel der menschlichen Gesellschaft“.

Als in der Zeit der Renaissance die Menschen an der klassischen Form der Antike sich berauschten und in Kunst und Wissenschaft neue Wege gingen, da sogen einige auch den heidnischen Inhalt griechischer und lateinischer Schriftsteller in sich auf, verhöhnten die strengen Lehren des Christentums und wurden in Lebensauffassung und Lebensgenuß wieder heidnisch; sie stellten den verwegenen Satz auf: „Um wahre Menschen zu sein, müssen wir aufhören Christen zu sein!“

Uns und unsere Zukunft rettet nur der umgekehrte Weg! Jeder einzelne Mensch muß wieder wahrer Christ werden, um zum Menschentum zu gelangen! Wie erfüllt die katholische Lehrerin dabei ihre Pflicht? Wann ist sie Glied der „Kathol. Aktion“?

Es ist in der Natur gelegen, daß die Persönlichkeit Träger des Berufes ist. Diese aber wird geprägt durch den Charakter, dessen sittliche Höhe oder Tiefe den Berufsträger würdig oder unwürdig macht. Aber dazu kommt die selbstverständliche Pflicht, seine beruflichen Anlagen unablässig zu fördern; denn persönlicher sittlicher Adel

und persönliche Berufstüchtigkeit machen zusammen die Lehrerin aus.

Damit hängt aufs innigste zusammen die Berufsauffassung. Je höher ein Mensch seinen Beruf einschätzt, umso höher schätzt er sich selber, und eine geheimnisvolle Wechselbeziehung tritt ein: er heiligt den Beruf, und der Beruf adelt ihn.

Der Kern der Berufsauffassung ist das Bewußtsein, Autoritätsperson zu sein! Wir Leute der Schule hören sehr gerne von unserer Autorität sprechen, ob wir aber auch immer genügend Sinn haben für jenes Gebot: „Ehre wem Ehre, Achtung wem Achtung . . .", das wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Woher stammt unsere Autorität? Paulus, der hl. Eiferer für das Gesetz Christi und der weise Heide Heraklit stimmen in Beantwortung dieser Frage merkwürdig überein: Jener kündet den Römern: „Es gibt keine Autorität außer von Gott!" (Röm. 13, 1), und dieser lehrt: „Es nähren sich alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen." Gott ist also die höchste Autorität, und von ihm stammen alle Autoritäten der Erde ab und nehmen in gewissem Sinne teil an seiner Autorität. Darum schreibt der Apostel im Epheserbriefe (3, 14) das denkwürdige, jede Mutter und jeden Vater und auch jede Lehrerin heiligende Wort: „Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat."

Daraus ziehen wir die Folgerung: Das Erzieheramt ist ein so wichtiges, sein Einfluß auf das zeitliche und ewige Ziel ein so entscheidender, daß, wer erziehen will, eine höhere als bloß menschliche Vollmacht besitzen muß. Die Erziehung und Bildung eines jungen Menschen, der auf das Ewige gerichtet leben muß, setzt eine göttliche Gewalt voraus, welche die sittliche Weltordnung geschaffen und regelt; von dort empfängt der Erzieher eine göttliche Autorität. Behauptet man zu viel, wenn man sagt, daß die „Kathol. Aktion", welche die Lehrerin wieder von neuem auf dieses Gesetz der Autorität hinweist, u. a. auch dem Vaterlande unschätzbaren Nutzen erweise? Wer die Zeichen der Zeit versteht und denken will, muß uns beipflichten!

Die Erneuerung in Christus beginnt in der Tiefe unseres Lebensbaues! Ob wir auf Felsen bauen oder auf Sand . . . davon hängt alles ab! „Ein anderes Fundament kann niemand legen als da gelegt ist, Jesus Christus". (I. Cor. 3, 11.) Auf Christus, d. h. auf seiner Wahrheit gründen, das ist für uns Christen die Grundsätzlichkeit, die wir für alles und in allem anwenden müssen, als Maß zeitlicher und ewiger Dinge, als Prüfstein irdischer und überirdischer Fragen. Die Grundsätzlichkeit, diese Treue an der Wahrheit Gottes, führt uns zur einzig vernünftigen Betrachtung der Welt und der Dinge in ihr, zur einzig sittlichen Beurteilung echter und falscher Lehren und der mannigfaltigen Zeitströmungen.

Sie ist zwar eine Torheit in den Augen jener, die da den göttlichen Meister Lügen strafen wollen, indem sie zwei Herren — Gott und der Welt — dienen zu können vorgeben, ein Aergernis in den Augen jener, die da durch das Betonen katholischer Grundsätze aus der gefährlichen Ruhe ihres Gewissens immer wieder aufgerüttelt werden, aber die Geschichte und die Erfahrung beweisen, daß alle jene Einzelmenschen zu Gedeihen und Größe gelangen, welche ihre grundsätzliche Ueberzeugung ohne Menschenfurcht offen und entschieden bekennen. Die christliche Liebe lehrt uns alle Menschen zu achten, aber auch zum Heile unserer unsterblichen Seele unsere christliche Wahrheit treu zu bekennen! Darin liegt unsere wahre Größe als Mensch und als Erzieher! Die Folgerungen ergeben sich von selbst!

Damit erfüllen wir aber auch die Pflicht des guten Beispieles, jener Propaganda, die am lautesten predigt und am wenigsten verletzt. Statt vieler Worte ein Beweis: Der bekannte P. Leblanc S. J. hat auf Grund einer 10jährigen Erfahrung im Verkehre mit mehr als 600 Konvertiten festgestellt, daß die häufigste Veranlassung zum Uebertritt zum Katholizismus nicht das Studium und nicht die Predigt und nicht die Schönheit unseres Gottesdienstes ist, sondern das gute Beispiel von Katholiken! Behauptet man zu viel, wenn man sagt, daß die „Kathol. Aktion", welche die Lehrerin wieder von neuem auf ein grundsatztreues Leben und Wirken hinweist, u. a. auch der Charakterstärke förderlich sei und damit erst recht zum Erzieherberufe befähige?

Der nach dem Glauben lebende Katholik weiß, daß er nur dann bleibende Werte schafft, wenn er mit dem hl. Paulus, der nach vielen Jahren schwerster Versuchung endlich Ruhe fand, demütig aber auch lebensfroh spricht: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt! „Die Nachfolge Christi ist so schwer, die Lehre Christi so streng, die Schwachheit des Willens so groß, daß wir täglich erfahren, welch eine beklagenswerte und zugleich unselige Verirrung das Wort der Moderne von der

Selbsterlösung ist. Wir glauben an die Erbsünde, damit aber auch an die Möglichkeit unseres Falles; wir glauben an das Verdienst Jesu Christi, damit aber auch an die Möglichkeit sittlicher Vervollkommnung.

Der kulturstolze, moderne Mensch fühlt nicht mehr, wie tief er gesunken ist, seitdem er nicht mehr an die Gnade Christi glaubt! Er weiß nicht mehr, daß sie in einem gewissen Sinne das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier bedeutet. Tief im Schoß der Erde ruhen Diamant und Kohle beieinander. Beide sind aus dem gleichen Stoffe, aber unter andern Bedingungen geworden. Der eine gibt Glanz und Feuer, die andere bleibt farblos und schmutzig. Mensch und Tier sind aus dem gleichen Stoffe. Nimmt aber der Mensch keine anderen Lebensbedingungen an als das Tier, lebt er nur für Genuß und Wohlsein, kennt er kein ewiges Ziel, dann steht er auch nicht höher als das Tier! Was uns zur Krone der Schöpfung erhebt, unsere Talente und Körperkräfte für höhere, weil ewige Ziele geschaffen erscheinen läßt, unsern Willen göttlichen Geboten untertan macht, das ist die Gnade. Der Weltstolz lehnt sie ab, die Christendemut erfleht sie! Behauptet man zu viel, wenn man sagt, daß die „Kathol. Aktion", welche die Lehrerin wieder von neuem auf die Notwendigkeit der Selbstheiligung hinweist, u. a. auch der Menschenwürde diene und damit in besonderer Weise zur erziehenden Bildungsarbeit begeistere?

Zu den geschätztesten Gütern der Menschheit gehört die Freiheit. Sie ist allen beschieden, sonst würde es nicht heißen: „Ihr seid zur Freiheit berufen!" (Gal. 5, 13.) Nur in der Tugend macht aber der Mensch von ihr den rechten Gebrauch, in der Sünde mißbraucht er sie.

Die Sünde ist in ihrem innern Wesen Abkehr von Gott und Hinkehr zu irgend einem Geschöpfe. Viele neuzeitliche Tagesmeinungen, wie z. B. jene von der Mode, der Körperpflege, soweit sie christlichen Anforderungen nicht entsprechen, führen notwendigerweise von Gott weg. Darum muß der Mensch in der Freiheit seines Willens dagegen Stellung nehmen, und wenn er manches in den Verboten seiner Kirche nicht versteht — das kann geschehen, weil er gewisse Gefahren nicht erkennen kann — so sollte ihn doch der schuldige Gehorsam dazu veranlassen. Unbeugsam gegenüber den Lockungen des Weltgeistes, der alles für erlaubt und nichts für gefährlich ansieht, wird er der Wahrheit treu bleiben; diese aber macht frei!

Gilt das nicht in besonderer Weise für die Lehrerin? Dem weiblichen Geschlechte liegt das Anlehnen an andere, das Nichtwiderstehen gegenüber einer öffentlichen Meinung, das, wenn auch nur widerwillige, Mitmachen mit einer Mehrheit, mehr im Blute als dem Manne. Darum sollte sie als die Selbständigere, von gewissen Vorurteilen und Hemmungen Befreitere die sittliche Kraft aufbringen, in der Wahl und in der Tat eigene Wege des Guten, die von der Masse scheu gemieden werden, voranzugehen . . . die Zahl derjenigen, die folgen, wird immer größer werden!

Und es sollte nicht schwer werden, gegen den Strom zu schwimmen, wenn die neuzeitlichen Schlagworte so leer sind, wie sie in der Tat befunden werden. Von vielen Tatsachen möge nur eine als Beweis dienen: Beuel am Rheine hatte ein großes Strandbad errichtet, das bis zu 1000 Besucher für den Tag aufwies, ja an heißen Tagen gegen 300 Besucher abweisen mußte.. Nun beschloß der Gemeinderat, dessen Mehrheit gewisse Vorkommnisse nicht länger dulden wollte, die Geschlechtertrennung durchzuführen. Was geschah? Statt 1000 Besucher gab es für den Tag nur noch 27, ja auch nur 10 Besucher, und doch trat der Beschluß mit dem 1. August 1929, also in der heißesten Jahreszeit, in Kraft! Die Einnahmen im ganzen August betrugen nur noch 600 Mark, während vorher an *einem* Tage so viel einging. Was soll man angesichts dieser Tatsache noch von den so überschwänglich gepriesenen Gründen der Volksgesundheit und der Körperkultur halten? Die Zugkraft und die Ueberfüllung vieler Strandbäder liegt doch offensichtlich in einem ganz andern Grunde! — — —

Diese Zeilen, die kaum mehr als andeuten konnten, dürften Gedanken anregen, die zur Selbstbesinnung führen. Und sobald der Mensch denkt, willenskräftig denkt, kommt er auch zu Entschlüssen. Mögen diese dazu führen, daß recht viele von sich mehr zu verlangen beginnen, und so recht viele freudig und begeistert Glieder der „Kathol. Aktion" werden wollen. In dem Willen des einzelnen liegt die Kraft der Gemeinschaft.

Dr. Alb. Mühlebach.

Zuger-Tagung des Vereins kathol. Lehrerinnen der Schweiz

Am 7. Oktober 1929 tagten wir, wie früher schon oft, in der Heimatstadt unserer lieben Präsidentin, im heimeligen Zug. Wir hatten unsere Versammlung nicht mit Absicht in die fröhliche Kilbi- und Jahrmarktszeit anberaumt, bestellten selbstverständlich nur das schönste Wetter, aber der fröhliche Ton war ohnedies zu Gaste geladen, und das herbstliche Regenwetter vermochte unser Fest nicht zu trüben.

Die Delegiertenversammlung tagte um 8 Uhr, die Generalversammlung um 10 Uhr. Beide Versammlungen waren sehr gut besucht und zeugten vom regsten Interesse unserer Kolleginnen. Alle Sektionen — auch die fernen Tessinerinnen und die Walliserinnen waren vertreten — wiesen viele Delegierte auf. Im Regierungsgebäude des Standes Zug beehrte uns der Herr Erziehungsdirektor Ph. Etter mit einem gehaltvollen Eröffnungsworte. Unter seinem Präsidium wickelte sich die Traktandenliste rasch und reibungslos ab. Das Protokoll wurde der Kürze halber an den Zentralvorstand zur Einsichtnahme überwiesen. Den Tätigkeitsbericht erstattete in umfassender und doch kurzer Weise unsere verehrte Präsidentin, Fräulein Marie Keiser. Unser Vereinsbestand ist erfreulich gut, aber es sollte auch jede katholische, grundsätzliche Lehrerin mit uns arbeiten. Werben, sammeln ist unser aller Pflicht. In den Sektionen Zug, Tessin, Luzern traten die Kolleginnen Elsa Bossard, Rosa Galli und Rosa Näf an die Spitze der Vereinsvorstände. Leider zeigte die Zentralkasse auch dies Jahr einen unerfreulichen Rückgang. Die Sammlung zu Gunsten unserer Exerzitienkasse ist noch nicht abgeschlossen. Sektionen oder Einzelmitglieder, welche noch nichts beigesteuert haben, werden herzlich gebeten, ihr Scherflein unserer Präsidentin zuzuweisen. Den lieben Spenderinnen von nah und fern sei ein herzliches Vergelt's Gott gesagt. Die Krankenkasse hat einen namhaften Bestand, aber auch ein starkes Belastungsjahr hinter sich. Warm empfohlen wird besonders den jungen Lehrerinnen der Beitritt zur Alters- und Invaliditätskasse. Diese segensreich wirkende Einrichtung wird noch gar nicht genügend geschätzt und benützt. Die Präsidentin, Fräulein Friederich, Lehrerin, Wettingen, ist jederzeit gerne bereit zur Auskunftserteilung. Von der Hilfskasse bezogen fünf in Not geratene Kolleginnen einen Beitrag. — Die Angelegenheit „Die Lehrerin", monatliche Beilage der „Schweizer-Schule", beschäftigte die beiden Versammlungen angelegentlich. In einstimmiger Diskussion wurde in beiden Versammlungen beschlossen, unbedingt dahin zu wirken, daß „Die Lehrerin" wie bis anhin als monatliche Beilage erscheine, und zwar auch für das Probejahr 1930. Fräulein Keiser und Näf werden mit diesem Auftrage betraut. Die Präsidentin wirbt mit warmen Worten für die „Schweizer-Schule". Die Propaganda für die einzige katholische Wochenschrift der Lehrer und Lehrerinnen ist eingeleitet und soll energisch durchgeführt werden, sobald die Sektionen die frohe Mitteilung erhalten, unsere Beilage werde wieder wie bisher erscheinen. Selbstredend soll es auch unsere vornehmliche Aufgabe sein, unsere Beilage durch Abonnement und Beiträge zu unterstützen. Unserer Frl. Redaktorin gebührt herzlicher Dank für ihre großen Leistungen, sicher auch vermehrte Unterstützung durch Beiträge in „Die Lehrerin". So fördern wir die gesamte Mädchenerziehung, unserer weiblichen Fragen und Interessen, das echt Mütterliche und Frauliche und können rechtzeitig Stellung nehmen zu den uns interessierenden Fragen. — Von der „Saffa" wurde dem Vereine Fr. 1000.— an die Bestreitung der Kosten zurückbezahlt, was unserer Kasse außerordentlich wohl bekommt, denn die Kosten für die Ausstellung haben sie gehörig belastet. An dieser Stelle aufrichtigen Dank unserer „Saffakommission", den lieben Lehrerinnen aus den Kantonen Solothurn und Basel. Sie haben eine ganz gewaltige Arbeit geleistet für die Ehre unseres Vereins und dabei noch den Idealismus aufgebracht, auf die bescheidenste finanzielle Anerkennung zum Vorteile der Zentralkasse zu verzichten. Ehre solcher Uneigennützigkeit, solch vornehmer Handlungsweise! — Die Exerzitien in Rorschach, Wolhusen und Schönbrunn wiesen eine erfreuliche Besucherzahl auf wie noch nie. Exerzitienveranstaltungen werden unsere schönste Aufgabe sein, ihr Besuch der Teilnehmerinnen größter Segen. Drei Mitglieder unseres Vereins sind seit der letzten Versammlung uns durch den Tod entrissen worden: Frl. Rosa Sager, Lehrerin, Muri; Frau Burger, Arbeitslehrerin, Freienwyl; Frl. Theresia Good, Arbeitslehrerin, Sargans. — Das treue, innige Zusammenhalten aller Sektionen, aller Mitglieder ist der Herzenswunsch unserer Präsidentin.

Ehrw. Sr. Matthäa Bock, Baldegg, referierte über „Mädchenerziehung und Lehrerin". In wissenschaftlich hochstehender Art, klar und tiefschürfend werden die drei Fragen behandelt: 1. Warum fordern wir Mädchenerziehung? 2. Welches ist das Ziel der naturgemäßen Mädchenerziehung? 3. Warum fordern wir Lehrerinnen für die Mädchenerziehung Lehrerinnen?

Ehrw. Sr. Coletta Jöhl, Menzingen, hielt das zweite Referat: „Das Mädchenturnen". Die Referentin zeigt die Bedeutung

des Mädchenturnens im allgemeinen, dann seine Zielrichtung, weist nach, daß die Erziehungsziele und Erziehungsmittel dem Uebungsbedürfnis des Mädchens entsprechen müssen in physiologisch-biologischer und psychologisch-pädagogischer Hinsicht. Sie weist nach, wie die Leibesübungen in den tiefern Plan der Gesamterziehung des Mädchens einzureihen sind, und empfiehlt treues Festhalten an den Leitsätzen der deutschen Bischöfe. Das Referat zeugte von hoher Fachkenntnis, reicher Erfahrung und tiefer Einsicht in die Verantwortlichkeit der modernen Forderung. Wenn so grundsätzlich vorgegangen wird, können wir das Mädchenturnen ruhig einreihen in den Rahmen der Gesamterziehung. — Anschließend sei erwähnt, daß nächstes Jahr wiederum ein Kurs für Mädchenturnen im Institut Menzingen stattfindet, wofür die Lehrerinnen unseres Vereins heute schon aufmerksam gemacht und eingeladen werden.

Anschließend an die beiden Referate wird in der Diskussion folgende **Resolution** gefaßt: „Nach Anhören eines Referates über Mädchenerziehung und Lehrerin von ehrw. Sr. Dr. Matthäa Bock, Baldegg, und eines zweiten Referates über das Mädchenturnen von ehrw. Sr. Coletta [illegible] Menzingen spricht die Versammlung den dringenden Wunsch aus, die hohen Erziehungs- und Schulbehörden möchten in Anerkennung der Bedeutung weiblichen Einflusses in der Schule, analog demjenigen in der Familie, mehr als bis anhin auf allen Stufen der Volksschule und an Mädchenschulen **weibliche Lehrkräfte** heranziehen."

Die Diskussion betonte noch manches, spez. Religionsunterricht, sexuelle Aufklärung, Mädchenturnen, Turnkurse, Schule und Elternhaus.

Es sei auch hier auf die schweizerische **Mädchenzeitschrift**, herausgegeben von unserer Kollegin Frl. Flora Lusser, Luzern, hingewiesen, eine begrüßenswerte Zeitschrift im Dienste der heranwachsenden Mädchen.

Die Vorstandswahlen ergaben Bestätigung der amtierenden Vorstandsmitglieder. An Stelle der scheidenden Kassierin, Frl. Berta Sprecher, Aesch, welche dem Vereine ihre ganze Kraft jahrelang zur Verfügung gestellt und mit vorbildlicher Treue die Kasse verwaltete und deshalb unser aller aufrichtigen Dank verdient, wird einstimmig gewählt: Fräulein Margrit Müller, Sek.-Lehrerin von Solothurn, amtierend in Rickenbach (Solothurn).

Das Mittagessen im Hotel Bahnhof vereinigte unsere Lehrerinnen bei fröhlichem Beisammensein. Die ehrw. Schwestern, die Leiterinnen des Hauses, taten ihr Bestes, uns gut zu bewirten. Die festgebende Sektion sorgte für Unterhaltung, hatte sogar ein kleines Festspiel bereit, verfaßt von der Sektionspräsidentin Frl. Bossard. Herzlichen Dank für das Gebotene! Vielen Dank auch dem Institut Menzingen! Die verehrten Lehrerinnen waren mit einer großen Zahl von Seminaristinnen erschienen an unserer Tagung. Die lieben Jüngsten aus unserer Gilde sorgten zugleich noch für Darbietungen durch Gedicht, Gesang und reizender dramatischer Szene. — Am Abend zogen 90 Lehrerinnen, eine erfreulich große Zahl, in die Exerzitien nach dem neuen Exerzitienhaus nach Schönbrunn. Die andern reisten heim mit reichem Gewinn und mit dem Gefühl glücklicher Zusammengehörigkeit, im Dienste einer hohen Aufgabe. R. N.

† Sr. Hieronyma Weber

aus dem Lehrschwestern Institut Menzingen
† 12. August 1929.

Die Menzinger Zöglinge von 1896 an bis in die 20er Jahre des laufenden Jahrhunderts hinein kennen Sr. Hieronyma sel. Wie wäre das anders möglich?

Sr. Hieronyma Weber war schon äußerlich eine Persönlichkeit, die nicht im weiten Schwesterngewande verschwand. Gestalt, Haltung, Gesicht verrieten körperlich und geistig ihre Kraftnatur. Beim ersten Begegnen fesselte sie den Blick und rief einer starken seelischen Einstellung, so daß der Eindruck kaum je aus der Erinnerung entfliehen konnte, auch dann nicht, wenn der ersten Begegnung nicht ein näheres Bekanntwerden folgte. Wer sie als Lehrerin haben durfte, wird sie nie vergessen.

Der Schule und dem Ordensstande hat Sr. Hieronyma ihre Lebenskraft und den ganzen Reichtum ihres Geistes und Gemütes gegeben. Die Sekundarschule in Stans war ihr erster Posten, 11 Jahre lang. Mit jugendlicher Begeisterung — sie war beim Schulantritt eine Novizin von 18 Jahren — suchte sie ihre Schülerinnen vorwärts zu bringen. „Die Eltern, die ihre Kinder in die Sekundarschule schicken, wollen, daß sie lernen", das war ihr Ausspruch und darnach handelte sie. Dabei hörte und sah sie alles, was leise und versteckt von einer Schülerin zur andern ging oder gehen wollte, und sie wußte auch alles, was ihre „Kinder" von Schulschluß bis zum Feierabend neben dem Lernen und Aufgaben machen „angestellt" hatten. Wenn sie dann Tags darauf in der Klasse ihre Bemerkungen machte und alle Gesichter stumm

verwundert fragten: wieso? woher?, so sagte sie schalkhaft lächelnd: „Ich habe einen guten Schutzengel." Damit war alles wieder gut, und Lehrerin und Schülerinnen wußten, daß lange keine krummen Pfade mehr gegangen würden. In Stans konnten sich Eltern und Schulbehörden nur schwer damit abfinden, als Sr. Hieronyma zur Seminarlehrerin in Menzingen bestimmt wurde. Sie wurde Mathematiklehrerin. Das war ihr Fach, so konnte man glauben, wenn sie Algebra und Geometrie lehrte und dabei Formeln und unbekannte Größen mit lebendigem Inhalt aus dem Schatze ihrer Phantasie füllte. Aber es waren wieder ihre Fächer, als sie später Deutsch und Pädagogik übernahm. Und neben der Schule wirkte sie jahrelang als Sängerin im Kirchenchor und bei musikalischen Aufführungen mit. Sie dichtete auch den Text zu den großen Schlußaufführungen: „Lord Bridgeforth's Töchterlein" und „Nikolaus von der Flüe". Sr. Hieronyma galt als strenge Lehrerin, jedenfalls lag der Ernst oben auf. Aber manch eine bekannte im 3. oder 4. Kurs: Sr. Hieronyma ist ganz anders als ich gemeint habe. Es konnte bei ihr auch „lange" Schulstunden geben, wenn eine um die andere versagte, auf deren „Können" sie sicher gerechnet hatte. Aber wenn die gleichen Schülerinnen ein paar Minuten später neben ihr am Mittagstisch saßen, verriet ihrerseits keine Miene, daß etwas „krumm gegangen" war. Sie konnte schnell vergessen, und niemand merkte, ob und wieviel Selbstbeherrschung damit verbunden war.

Sr. Hieronyma war Ordensfrau. Das war ihr das Höchste. Ob das Leben im Kloster sie viel oder wenig Opfer kostete, das zeigte sie nie. Aber wer Sr. Hieronyma gekannt hat, weiß, daß ihr das Schwerste nicht erspart blieb, das ihrer Naturanlage auferlegt werden konnte: die körperliche Hilflosigkeit ihrer jahrelangen Krankheit. Aber selbst durch diese Leidenszeit hat sie ihren frühern Schülerinnen Interesse und Liebe bis zum Sterben bewahrt. Auch in ihrer Hilflosigkeit ist ihr der tiefe erbauende Einfluß geblieben, den ihre starke Persönlichkeit unbewußt immer ausgeübt hat. M. O.

Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten? (Fortsetzung.)

5. Einheit: Vom lieben Heiland im Tabernakel will ich euch noch recht viel erzählen.

Wer ist der Heiland?

Er ist der Sohn des himmlischen Vaters.

Als er zum erstenmal vom Himmel auf die Erde zu uns Menschen kam, hat er sich nicht unter der Gestalt des Brotes verborgen, sondern legte sich als kleines Kindlein in die Krippe.

Ich lasse das Bild: „Weihnachten" von Huber-Sulzemoos betrachten und es weckt Wunder in den Kinderherzen. —

Das göttliche Kind mit seinem tiefseligen Blick. Was sagt es dir? — Der helle Schein — was sagt der? Schaue Maria und Josef — was wissen die? Und die Kinder — was tun die? niederknien — Händefalten — anbeten —. Was sagen sie wohl dem Jesuskinde? Jesuskindlein komm zu mir, O wie sehn ich mich nach dir . . . Mein Herz ist klein, darf niemand hinein, als du mein liebes Jesulein. Das Verlangen, auch so nahe beim Jesuskind zu sein, ist wach.

Diesen Moment benütze ich, um die ganze Liebe auf den Tabernakel zu konzentrieren. Ich stelle einen Vergleich an zwischen Bild und Wirklichkeit. Hier, auf dem Bilde, ist der Heiland, der Sohn Gottes — ich sehe aber nur ein Kind. — Dort, im Tabernakel ist auch der Heiland — ich sehe die Gestalt des Brotes — die hl. Hostie. Hier liegt er im Stall zu Bethlehem — Dort im Tabernakel — mitten unter uns wohnt er — ganz nahe uns Menschen. — Nach Bethlehem kam er nur einmal. Zu uns auf den Altar täglich. — Wann? In Bethlehem durften sie ihn anbeten, anschauen, auf den Händen tragen. — Und wir — wir dürfen den Heiland sogar in unser Herz aufnehmen.

Du kannst den Heiland noch nicht in dein Herz nehmen, aber sage ihm täglich, daß du dich freust, daß du dich sehnst. — Wann sagst du ihm das? Wenn die Glocken läuten — wenn ich in der hl. Messe bin — wenn ich an einer Kirche vorbeikomme — wenn ich den Heiland besuchen gehe usw." Dann sage ich ihm: Heiland, ich liebe dich. Komm in mein Herz. Jesu, Jesu, komm zu mir . . . Jesu, dir lebe ich . . . Die früher gelernten Gebetchen kommen immer wieder zur Anwendung.

6. Einheit: Bei der Erzählung: Die Hirten bei der Krippe, wird die Betrachtung vertieft und erweitert. Das Verhalten in der Kirche wieder neu betont und geübt — im Anschluß an das Verhalten der Hirten. Die Willenseinstellung ist da: Ich will gern und oft zum Heiland im Tabernakel gehen. — Dort will ich ihn grüßen, ihn anbeten, ihn lieben, ihm alles, alles sagen. — Er hat mich lieb. Darum kommt er alle Tage in der hl. Messe auf den Altar, damit er mir nahe ist, damit ich zu ihm gehen kann. —

Hier übe man mit dem Kinde das freie Gebet, die freie Unterredung mit dem Heiland.

7. Einheit: Die Weisen aus dem Morgen-

lande. Da hebe ich hervor die große Liebe zum Heilande. Kein Weg ist zu weit, kein Wetter zu schlecht, wenn ich zum Heiland gehen kann, besonders in die hl. Messe. (Da gibt's keine faulen Ausreden!) Der Stern der Weisen lenkt mich hin auf das ewige Licht. Was sagt es uns? Hier wohnt der Heiland. Aus Liebe zu uns ist er gekommen, kommt er in jeder hl. Messe auf den Altar. Wann? Wie? Wie grüßt ihr den Heiland? „Heiland ich grüße dich, ich bete dich an. Ich glaube . . .

Die Gaben Gold, Weihrauch und Myrrhe muntern die Kinder auf, dem Heiland auch etwas zu schenken für seine Liebe und Güte. —

Die Kinder sind sehr erfinderisch, was sie dem Heiland alles schenken könnten. Aber schließlich finden wir doch heraus, daß das alles eigentlich zu wenig ist für den Heiland. Und darum kommen wir zur freien Hinopferung.

Ich schenke dir mein Herz meinen Leib und meine Seele. Ich schenke dir alles, was ich habe.

In der Weihnachtszeit üben wir in jeder Bibelstunde dieses freie Gebet. Am Samstag fordere man das Kind auf, am Sonntag in der hl. Messe dem Heiland etwas ganz besonderes zu schenken.

8. Einheit: Flucht nach Aegypten — Maria und Josef. Wo das Böse ist, flieht der Heiland. Sorge für dein Herzchen, daß das Böse nicht hineinkommt. Aber wie? tägliche Gebete — Besuch beim Heiland — in der hl. Messe Gnaden holen — Kreuzzeichen etc. Sage Maria und Josef, daß sie für dich beim Heiland um Gnade bitten.

Wir prägen ein: Maria mit dem Kinde lieb . . . oder:

Sag dem Kind in deinen Armen,
daß es uns den Segen gibt.

9. Einheit: Vom öffentlichen Leben des Heilandes — von seinen Wohltaten und Wundern. Man mache die Kinder aufmerksam, daß die gleiche Liebe heute noch lebt beim Heilande, daß er das vom Tabernakel aus immer noch tut, wenn wir zu ihm kommen. — Ganz besonders bei der hl. Wandlung sollst du ihm alles klagen, denn er kommt, um dir zu helfen. Er selbst bittet für dich beim himmlischen Vater.

Taterziehung: Wenn deine Eltern Sorgen haben, gehe zum Heiland und klage sie ihm — oder schicke die Mutter dorthin. (Mir haben Mütter schon rührende Beispiele erzählt, wie das Wort des Kindes sie stark gemacht habe.)

Ist eines daheim krank, knie vor den Tabernakel, besuche die hl. Messe und rede mit dem Heiland: „Schau, ich bin da — meine Mutter ist krank — der Vater ist so traurig — Heiland hilf!

„Heiland schau, s'Marieli ist da. Ich muß dir was klagen. Ich kann nicht gut folgen — hilf, daß ich bräver werde. — Heiland, du kannst, du willst helfen!

Es muß uns gelingen, die Gottes- und Heilandsliebe nicht als etwas Vergangenes, sondern als etwas Lebendiges, jetzt noch Wirkliches, dem Kinde nahe zu bringen, d. h. der bibl. Geschichtsunterricht muß Hand in Hand mit dem Religionsunterricht zur Religionserziehung und so zur Meßopfererziehung empor wachsen.

10. Einheit: Wir reden vom Leiden und Sterben des Heilandes und führen uns zum Bewußtsein die große Heilandsliebe zu uns Sündern — das schreckliche der Sünde. —

„Nimm dich vor der Sünd in acht,
Gar elend sie den Menschen macht!"

Aus der Behandlung und Betrachtung dieses Stoffkreises schälen wir folgende Gedanken heraus und machen sie zum geistigen Eigentum des Kindes:

Der Sohn Gottes opfert dem himmlischen Vater all diese Leiden, sogar das Leben auf, damit er uns die Sünden verzeiht und uns den Himmel öffnet.

So lieb hat der Heiland uns, daß er für uns stirbt.

Er hat sich also für uns geopfert am Kreuze.

Denke daran, wenn du das Kreuzzeichen machst — ein Kruzifix siehst — am Freitag und auch in der hl. Messe. Höre wieso!

Seit dem Tode des Heilandes auf dem Kalvarienberg sind es schon bald 2000 Jahre. Jeden Tag sündigen wir Menschen — beleidigen wir Gott.

Nun hört, wie lieb der Sohn Gottes, der Heiland, wieder ist. — Er hat Erbarmen mit uns Menschen und darum steigt er jeden Tag in der hl. Messe auf den Altar und sagt dem himml. Vater: „Schau, wie ich mich auf dem Kalvarienberge für die Menschen geopfert habe, opfere ich mich auf dem Altare, daß du den Menschen die Sünden verzeihst."

Man weise ganz einfach hin auf den Unterschied zwischen Kreuzopfer und Meßopfer.

Der Heiland opfert sich also täglich auf dem Altare wie damals am Kreuze, aus Liebe zu dir — und darum freut es ihn über alles, wenn du zur hl. Messe kommst — da deine Sünden bereust — Gott um Verzeihung bittest und Gnaden holst für dich und deine Eltern, Geschwister . . .

Das Kind ahnt nun, daß der Heiland in der hl. Messe kommt, um für uns zu sühnen — zu bitten — zu danken, weil wir das zu wenig gut können.

In dieser Art behandle ich den bibl. Stoff in der ersten und zweiten und zum Teil auch in der dritten Klasse. Gewiß rauscht manches an den Kindern unverstanden, kaum ahnend empfunden, vorbei.

Macht nichts! Die Hauptsache ist, daß Liebe aus den Kinderseelen fließt zur Eucharistie und sehnliches Verlangen inniger Verbundenheit mit dem göttlichen Kinderfreund.

Im dritten Schuljahr lege ich besonders Gewicht darauf die Kinder einzuführen in die drei Hauptteile der hl. Messe.

sie mit dem Opferungsgedanken vertraut zu machen —

den Begriff — Wandlung — in etwas klar zu legen und die Vereinigung in der Kommunion liebend zu erfassen.

Abel und Noes Opfer sind mir auf dieser Stufe Ausgang, um auf die Opferungsidee der hl. Messe hinzuweisen.

Abel und Noe wollten dem lb. Gott Freude machen. Daum schenkten sie ihm eawas, und zwar etwas, das ihnen lieb war.—

Ich hole einen Vergleich aus der Erfahrung des Kindes heraus und wir kommen zu dem Begriff, daß so etwas hergeben ein Opfer bedeutet.

Ich weise darauf hin, wie Gott seine Freude an diesen Opfern zeigt.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes

Orientierungskurs

über „Hilfe für die Gebirgsbevölkerung".

Der vom Schweiz. katholischen Frauenbund für die Lehrerinnen der Innerschweiz veranstaltete Kurs über „Hilfe für die Gebirgsbevölkerung" nahm einen sehr guten Verlauf. 250 bis 300 Personen nahmen an den Vorträgen teil, und reges Interesse hielt bis zum Schlusse an. Die Vorträge boten viel Anregungen sowohl für den Unterricht wie für Fürsorgedienste neben der Schule. Eine reichhaltige Ausstellung von Anschauungsmaterial ergänzte die Ausführungen der Referenten. Die sehr schönen Erzeugnisse aus dem Gartenbau des Klosters Engelberg und die hübschen handgewebten Stoffe zeigten die großen Möglichkeiten der Selbstversorgung des einfachen Bauernhauses, wofür auch die Schule, vor allem die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule eintreten muß. Ebenso kann die Lehrerschaft dahin wirken, daß die Heilkräuter im Gebirge als Hausmittel und Verdienstquelle mehr zur Anwendung kommen — Es ist zu hoffen, daß die vielseitigen und mit großem Interesse aufgenommenen Anregungen sich vielerorts zum Nutzen der Gebirgsbevölkerung auswirken werden. M. O.

Vereinsberichte

Oberwallis. Wohl an die vierzig Lehrerinnen sind am 14. September dem Ruf unserer sympathischen Vereinspräsidentin, Fräulein A. Zenruffinen, zu den Exerzitien in das Institut St. Ursula in Brig gefolgt.

Exerzitien! Tage inbrünstigen Gebetes, stiller Selbsteinkehr; Tage harten Kampfes zwischen Gut und Bös in uns; Tage des Verlangens nach höchster Heiligkeit! Einer jeden sind diese Exerzitien zum Erlebnis geworden, und das letzte Wort des Exerzitienmeisters, es tönet fort und fort: „Mein Lied dem König!"

Am 18. morgens fand die Jahresversammlung statt, an der auch H. H. Domherr Eggs, unser vielverdienter Vereinsberater, und Herr Erziehungsrat Walpen teilnahmen. Fräulein Kämpfen verlas das Protokoll, Fräulein Mengis den Kassabericht. An Stelle von Fräulein Jossen wurde Fräulein Kämpfen Pauline zur Sekretärin gewählt. Der Zurücktretenden ein aufrichtiges Vergelt's Gott, der Neugewählten herzliche Gratulation.

H. H. Domherr Eggs gab wertvolle Anleitungen zum Gebrauch des neuen Walliser Gebet- und Gesangbuches. Herr Erziehungsrat sprach von finanziellen Angelegenheiten.

Bei der festlich geschmückten Tafel vermißte ich eines; ein bißchen mehr Gemütlichkeit! Kolleginnen, wollen wir nicht daran denken, ein ander Mal durch Vortrag von Liedern und Gedichten, ernster und ulkiger Art, diese letzte Stunde Zusammenseins zu verschönern?

Dank allen; Dank dem Exerzitienmeister für seine hinreißenden und äußerst praktischen Vorträge; Dank dem H. H. Domherr Eggs und Herrn Erziehungsrat Walpen für ihre Sympathie; Dank den ehrwürdigen Schwestern für die liebevolle Aufnahme! Und euch, liebe Berufskolleginnen, Mut und Erfolg für das beginnende Schuljahr!

Auf Wiedersehen alle im Herbste 1930. Ar.

Briefkasten

Berichtigung. In der letzten Nummer der „Lehrerin" ist auf der ersten Seite in der 2. Spalte, Alinea 12 von unten, aus Versehen der Redaktion ein ganzer Passus weggeblieben; dort sollte es heißen: wo S. H. Bischof Waitz die hl. Messe zelebrierte und uns in einer kurzen Ansprache in den Geist der Tagung einführte, und zwar in einer Art und Weise . . . etc. Bitte um Entschuldigung! Red.

Der Bericht über die hl. Exerzitien in Schönbrunn ist noch nicht eingetroffen und folgt in nächster Nummer.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

15. Jahrgang Nr. 12 12. Dezember 1929

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Die katholische Lehrerin an der Kulturfront — Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der heiligen Messe hinarbeiten? —

Die katholische Lehrerin an der Kulturfront

III.

Wenn die Talleute im Hochgebirge vor den Lawinen zittern, dann pflanzen sie junge Tännchen an den Abhängen an, und diese werden zu einer lebendigen, grünen Mauer, die Tal und Leute schützt. Eine Tanne . . . fünf, sechs Tannen bedeuteten nichts . . . ein paar hundert Tannen aber, die zur Gemeinschaft zusammen stehen, werden zum sicheren Wall.

In der Lawinengefahr der geistigen Welt, die allen religiösen und sittlichen Volksgütern Verderben bringt, vermag eine gute Person nichts . . . auch fünf, sechs prachtvolle Menschen halten nicht stand. Die Organisation allein wird die Kräfte vieler zum Nutzen aller zusammenbringen.

Für unsere vorliegende Frage heißt das: Die „Katholische Aktion“ kann sich in einem gewissen Sinne nur im Zusammenschluß auswirken. Organisation heißt soviel wie Zusammensetzung eines lebenden Ganzen. Die einzelnen Teile mögen verschiedenartig sein, aber der einheitliche Zweck verbindet sie und macht sie einem großen Ziele dienstbar. Das große Ziel der „Kathol. Aktion“ ist die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft in Christus. Soll dieses große Ziel erreicht werden, dann muß die Organisation von dauerndem Charakter sein, d. h. sie muß ein Verein werden.

Die kathol. Lehrerinnen der Schweiz brauchen ihre Organisation nicht erst zu schaffen, sie besteht bereits seit Jahren. Die folgenden Zeilen möchten sich daher in keiner Weise beurteilend über die Vergangenheit aussprechen, nie sich in Gegenwartsaufgaben einmischen: sie möchten nur im Rahmen unseres Aufsatzes die Bedingungen darlegen, unter welchen die „Kathol. Aktion“ unsere Lehrerin zur Gemeinschaftsarbeit an die Kulturfront ruft.

Es ist bereits gezeigt worden, daß die Selbstheiligung der unerläßliche Anfang zur Rettung der Gesellschaft ist. Soll aber die Kraft der in Christus erneuerten Einzelpersönlichkeit für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden, dann ist es, soweit menschliche Tätigkeit und Mittel berührt werden, nur möglich, wenn die vielen einzelnen zu einer Gesamtheit sich vereinigen, das aber geschieht einzig und allein im Vereine.

Der Verein der Lehrerin ist zwar die Standesorganisation, aber die einzelne muß dennoch jene Eigenschaften in ihrer Zusammenarbeit aufweisen, ohne welche kein Mitglied irgend eines Vereines wirken kann. Da aber die „Kathol. Aktion“ etwas rein Religiöses ist, so muß auch diese Forderung vom rein religiösen Standpunkte aus betrachtet werden.

Es ist einmal Tatsache, daß die Frau anders zum Vereine sich einstellt als der Mann. Man möge es gütig übersehen, wenn ich allen Belehrungen seitens der Verfechterinnen einer gewissen Frauenemanzipation zum Trotze, daran festhalte, daß, wie die Natur von Mann und Frau verschieden ist, so auch ihre Aufgaben und dementsprechend ihre Fähigkeiten verschieden sind.

Die Frau ist im allgemeinen zur Mutterschaft berufen, und wenn heute so viele — die freiwillig Verzichtenden seien hier nicht erwähnt — nicht mehr dazu kommen, so beweist das nichts anderes als die Unnatürlichkeit der gegenwärtigen Menschheit, welche von Habsucht verleitet, die gesellschaftlichen Zustände so ungerecht gestaltet und Ungezählte um ihr natürliches Recht gebracht hat. Die Mutterschaft ist an die Familie gebunden und darum die Tätigkeit der Frau auf diese beschränkt, bezw. in diesem Kreise festgelegt. Das aber bedingt notwendigerweise eine gewisse Engheit der Wirksamkeit und dementsprechend auch des Gesichtskreises. Diese aber wirkt sich, sobald z. B. die Frau aus dem ureigentlichen Bereiche heraustritt und die Oeffentlichkeit zu ihrem Schauplatze macht,

nicht selten so aus, daß oberflächlich Urteilende von Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Beschränktheit reden. Darunter leiden auch jene Frauen, die schon lange selbständig geworden sind, d. h. aus irgend einem Grunde ehelos leben; denn die Naturanlage kann kein Mensch ändern. Es soll aber nicht geleugnet werden, daß es auch hier Ausnahmen gibt, aber Ausnahmen . . .! Darf daraus aber der Frau ein Vorwurf gemacht werden? Niemals! Für ihre natürliche Aufgabe kann sie nicht anders ausgestattet sein. Es ist gerade ihr Vorzug, daß sie so ist. Die Kleinarbeit im Verbande der Familie bedingt das Wohl und Wehe der Menschheit, ist die Voraussetzung der Großarbeit des Mannes außerhalb der Familie, und kann nur dann voll und ganz geleistet werden, wenn die Frau im kleinen Kreise groß sein will, d. h. vollwertige Pflichterfüllung in ihrer Naturaufgabe leistet.

Jene Frauen die heute so manche illustrierte Zeitungen als Sportgirls zieren oder mit dem Manne auf allen Gebieten in verwegene Konkurrenz treten — wir denken hier nicht an der weiblichen Natur entsprechende Berufsarbeit —, sind nicht die Frauen oder Mütter, die dem Aufstieg der Menschheit dienen, es sind vielmehr Zeichen unserer Dekadenz. Daß das allmählich auch jenen Kreisen klar wird, die nicht genug der Moderne huldigen können, beweist unter anderm ein Artikel in der freisinnigen Wiener „Neuen Freien Presse", welche am Schlusse eines Artikels schreibt: „Heute klingt das — gemeint ist der Tadel am unweiblichen Verhalten so vieler Frauen! — noch lächerlich; denn wir leben leider in einer femininen Zeit. Aber es werden wieder männlichere Zeiten kommen, und dann wird die weibliche Frau im Kurse stehen."

Wenn die Frau, ich meine die oben besprochene echte Frau, so oft den Vorwurf hören muß, sie sei kleinlich usw., so ist das ungerecht; denn er trifft jene, die ihr unpassende, im eigentlichsten Sinne unweibliche Aufgaben stellen. Der hl. Franz von Sales hat ein Beispiel hinterlassen, das solchen, die denken können, viel sagt: Als er seine Kongregation gegründet hatte, ging er lange mit sich zu Rate, wem er die oberste Leitung anvertrauen solle, einer Generaloberin oder einem Bischofe. Er wählte einen Bischof, und das, obwohl ihn mit der hl. Franziska von Chantal eine gottinnige, seltene Freundschaft verband.

Was hat das alles mit unserm Gegenstande zu schaffen? Um die Einstellung der Frau zum Vereinsleben zu verstehen, um die vielen vorkommenden Merkwürdigkeiten, die sich daraus ergeben, zu begreifen, muß man das Echtweibliche in der Naturanlage berücksichtigen und die notwendigen Folgerungen ziehen.

Die Frau im Vereine muß sich dieser ihrer Naturanlage bewußt bleiben und sich zur weiten Sicht und zum großen Zuge unablässig selber erziehen, besonders dann, wenn sie in leitender Stellung steht. Freude haben, wenn andere arbeiten; danken, daß überhaupt gearbeitet wird und nicht fragen, wer arbeite; die Initiative Fernstehender ermuntern und nicht lähmend im Wege stehen; nicht die eigene Ehre suchen, sondern im Wohle des Ganzen den Ansporn sehen: das sind Züge eines ganz großen Charakters, und die zu erreichen ist auch für Christen manchmal recht schwer.

Es ist leider eine bedauerliche Tatsache, daß gerade unter uns Katholiken so viel Neid herrscht, Neid, der nicht nur den Erfolg schmälert, sondern sogar das Arbeiten anderer nicht sehen kann. Wie viele gute, grundsätzliche Tätigkeit ist deswegen schon unterblieben, wie vielen tatenfrohen, prächtigen Menschen die Mitarbeit verleidet worden, wie mancher Erfolg schon tot geschwiegen, wie mancher gute Wille schon zurückgesetzt worden! Es ist ein wahres Mysterium der Bosheit, das sich da offenbart! Der Grundsatz jeder kathol. Vereinstätigkeit sollte das Paulinische Wort sein: „Wenn nur Christus gepredigt wird!" Personen sind Nebensache, die Tat bleibt das Große!

Wenn die sog. liturgische Bewegung nicht eine leere Modesache, die nur für wenige bestimmt ist, bleiben soll, so muß aus ihr unbedingt das Bewußtsein notwendiger christlicher Einigkeit hervorgehen; denn erst so ist der Leib Christi lebensfähig in der Menschheit. Und jede Persönlichkeit, der es ernst ist mit der Vereinsarbeit, soll sich den wahrhaft großzügigen Rat Tolstois merken: „Wer keine Kraft hat zum Brennen und Licht auszuströmen, der soll wenigstens andern nicht im Lichte stehen!"

Eine weitere notwendige Bedingung zum glücklichen und fruchtbaren Schaffen im Vereinsleben besteht darin, daß die Frau mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen arbeitet. Es ist ein unbestreitbarer Vorzug des weiblichen Geschlechtes, daß es allem, was es einmal unternimmt, sich mit der Hingabe der ganzen Persönlichkeit schenkt. Es liegt auch das wiederum im Naturtriebe des Weibes begründet, aber für gewisse Tätigkeiten wird es doch zum Nachteile. Der Mann rechnet mehr, versteht besser das Geschäft vom Gemüte zu trennen, bindet sich nicht so fest, steht mehr über der Sache, die Frau dagegen steht mehr auf dem Standpunkte: alles oder nichts!, nimmt ganz an oder verwirft ganz, kann nicht gut vermitteln, stellt sich mit der Sache auf gleiche Linie. Aus jenen Ländern, welche das Frauenstimmrecht eingeführt haben, liegen bereits auffallende Beispiele vor, wie die Frau auch bei Abstimmungen, bei Wahlen das Gemüt vorherrschen läßt, äußern

Gründen das Vorrecht gibt, im Urteile schwankend wird, und dem Augenblicke folgt und nicht der Ueberzeugung.

Diese Anlage beeinträchtigt die für ein gedeihliches Vereinsleben so notwendige Sachlichkeit ganz bedenklich: Kritik, Opposition, Gegenantrag u. a. m., die nun einmal sein müssen, werden recht gerne persönlich genommen, und darunter leidet nicht selten der Fortschritt der Organisation; denn selber hat man oft wenig Initiative, jene der andern dagegen will man nicht aufkommen lassen. Und wenn eine Sache durchgefochten werden soll, und mag sie noch so sehr alles Recht auf ihrer Seite haben, kommt es nicht wenig vor, daß eine Führende „umfällt", d. h. mitten im besten Zuge aus Gefühlsgründen versagt und die — besten Trümpfe verwirft. Daß das oft vom Manne ausgenützt wird, und daß eine solche Unzuverlässigkeit einer ganzen Bewegung großen Schaden zufügen kann, ist erwiesene Tatsache. Die „Kathol. Aktion" muß sich bei ihrer Tätigkeit auch auf menschliche Mittel stützen können, eines der besten ist aber vornehme Sachlichkeit, die in einem ruhigen Urteil liegt.

Wie die Kirche Gottes weltumspannend ist, universal wirkt, so auch die von ihr geschaffene „Kathol. Aktion". Sie hat das Ganze im Auge! Gerade deshalb muß sie aber die einzelnen Teile pflegen, den einzelnen Menschen, um die Gesellschaft zu bessern, das einzelne Land, um die Welt zu retten.

Als Folgerung daraus ergibt sich die Notwendigkeit, daß die Vereinstätigkeit zuerst das Bodenständige, das Einheimische betont. Wir fühlen uns frei von nationaler Beengung, aber wir müssen doch darauf hinweisen, daß die besondere internationale Stellung der Schweiz auch u. a. die Unabhängigkeit unserer Vereine vom Auslande verlangt. Berücksichtigen wir zuerst unsere Eigenart, wenden wir alle Opferwilligkeit und fortschreitende Tätigkeit ihr zu, und spannen wir nicht zu stark mit ausländischen Organisationen zusammen, die von andern Gesichtspunkten aus und mit andern Zwecken arbeiten, wenn sie auch gleichen Glaubens sind mit uns! Die eigenen Versammlungen sollten zuerst gefüllt, die eigenen Programme zuerst durchgeführt werden. Es ging uns noch nie gut, wenn wir zu sehr auf fremde Schlagworte hörten! Uebrigens ist die Sprache, die einzelne katholische Frauen und etliche katholische Zeitschriften eines gewissen Landes gegen ihre Bischöfe und gegen ihre Kirche schon zu führen beliebten, nicht gerade einladend zum Mitmachen. So redet die „Kathol. Aktion" nicht!

Endlich muß die „Kathol. Aktion" aus e i n e m Feuer sich nähren: aus der Leidenschaft für das Gute und Wahre!

Es fehlen uns die Eiferer für die Ehre Gottes! Diplomaten, die im gleichen Atemzuge ja und nein zu sagen vermögen, Loyale, die in bewunderungswerten Kunstsprüngen die Grundsätzlichkeit ins Gegenteil zu verkehren imstande sind, haben wir genug; aber führende Persönlichkeiten, welche den Mut haben, der Wahrheit zu lieb unpopulär zu sein, Charaktere, die jeder Zweideutigkeit den Rücken kehren, Naturen, die persönliche Opfer für das Recht zu bringen fähig sind, die sind uns in geringer Zahl beschieden.

Jede Lehrerin ist eine Führerin, weil ihr geistiger Mutterberuf sie mitten ins Volk hinein stellt. Ihre Mitarbeit im Vereine kann sich nicht von ihrer berufgebundenen Persönlichkeit loslösen, und wenn auch nicht wenige ihre angeborne Scheu vor öffentlichem Auftreten nicht zu überwinden vermögen, so können sie doch jene stützen, die für sie reden und handeln.

Die Führenden aber müssen zu begreifen suchen, daß jeder Führende ein Kreuzträger ist. Das Kreuz aber führt immer in die Höhe! Nennen wir die großen Führer in der Geschichte der Völker, u. a. einen Moses, einen Perikles, einen hl. Paulus, einen hl. Gregor VII. eine hl. Katharina v. Siena, einen Görres, so erinnern wir uns immer wieder, daß sie alle unendlich schwer zu tragen hatten: Undank und Mißgunst der eigenen Leute, Neid und Verkennung aus eigener Reihe, aber sie sind heute doch die Sterne, zu denen man aufschaut.

Aehnlichkeiten gibt es auch in kleineren Verhältnissen, aber die dürfen niemanden abhalten, für das Gute sein Bestes herzugeben; denn die Führertalente, die ein Mensch hat, besitzt er der Mitmenschen wegen, und wenn er sie nicht ausnützt, gereicht es ihm zur Verantwortung. Nicht der Name, nicht der Stand, sondern die Arbeit ist maßgebend in der „Kathol. Aktion", und wer für das Reich Christi streitet, muß bei uns zu Ehren kommen!

Im Vereine, in dem die Berufsinteressen im katholischen Sinne bewahrt und verteidigt werden, mitzumachen, kann zur Standespflicht werden. Die dem Vereine geleistete Mitarbeit ist ein Verdienst, das ebenso sicher Gottes Segen erhält wie das selig gepriesene Werk der geistigen Barmherzigkeit. Darum soll ein freudiger Opferwille alle anspornen zum treuen Zusammenhalten, darum soll das Gebet für das Wachsen des Reiches Christi auch die Standesorganisation nicht vergessen!

Die „Katholische Aktion" ist der Wunsch des hl. Vaters; in der persönlichen Wiedergeburt liegt unser Anteil; in der kathol. Vereinstätigkeit wird unsere Kraft für die Gesellschaft wertvoll! Leben wir für dieses Ideal!

Dr. Alb. Mühlebach.

Wie kann die Lehrerin im bibl. Geschichtsunterricht auf das Verständnis der hl. Messe hinarbeiten? (Schluß.)

Taterziehung: Ich fordere die Kinder auf, mir zu sagen, wie sie dem lb. Gott durch Opfern Freude machen. Das darf nicht ein einmaliger Hinweis sein, nein, bei jeder Gelegenheit arbeite man hin auf diese Opfergesinnung. Es ist erbauend, was das Kind hierin leisten kann.

Abel und Noe bauten einen Altar und legten das schönste Schäfchen darauf und beteten:

„Lieber Gott, das schenke, das opfere ich dir, um dir zu danken für alle Güte und dir zu zeigen, daß ich dich liebe." —

Warum machen wir es nicht mehr so wie Abel und Noe?

Heute haben wir ein Opfer, das mehr wert ist, als alle Opfer, alle Schäfchen, alle Früchte zusammen. —

Das hl. Meßopfer! Ein Altar ist auch da! Was legt der Priester darauf? Auf dem goldenen Tellerchen, das Brot. Im Kelch, der Wein (Hier zeige man ein Bild, das die Opferung darstellt.) Was tut der Priester? Er hält die Patene mit dem Brote empor, so auch den Kelch mit Wein und sagt zum himmlischen Vater: „Ich schenke, ich opfere dir dieses Brot und diesen Wein auf und mit dem Brot und mit dem Wein auch mein Herz, mich ganz. Segne diese Opfergabe! Das ist der 1. Hauptteil der hl. Messe, die Opferung.

Was sollst nun du da tun?

Auf den Altar schauen und dem himmlischen Vater das gleiche sagen, wie der Priester. Also was? Mit dem Priester opfere ich dir auf meinen Leib und meine Seele, gar alles, was ich habe . . .

Der zweite Hauptteil ist die hl. Wandlung. Es ist heilig still in der Kirche. (Erfahrung.) Der Priester beugt sich über den Altar. (Wie das Bild zeigt.) Er hält das Brot, die Hostie in der Hand und spricht: Das ist mein Leib. —

In diesem Augenblicke, wenn der Priester das sagt, steigt der Sohn Gottes auf den Altar. Das Brot ist nicht mehr Brot, sondern der Heiland selber. —

Wir schauen auf und beten: O Jesus, sei mir gnädig, O Jesus, sei mir barmherzig, O Jesus, verzeihe mir meine Sünden!

Wir fragen uns: Warum kommt der Sohn Gottes selber auf den Altar herab!

Aus lauter Liebe zu uns Menschen!

Das, was wir mit dem Priester dem himmlischen Vater schenken und opfern, ist so wenig — Brot und Wein — unsern Leib — unsere Seele, die ist manchmal gar nicht so schön, daß der himmlische Vater große Freude dran haben könnte. —

Darum kommt der Sohn Gottes täglich selber auf den Altar und macht aus Brot und Wein etwas anderes — sich selbst. —

Das ist die Verwandlung oder Wandlung. Damit dem Kinde der Begriff — Wandlung — klar wird, erinnere man an das öffentl. Leben des Heilandes, wo er auch verwandelt hat — Wasser in Wein —.)

Der Heiland will auf dem Altar nicht nur Opfer sein — nicht nur für uns danken, für uns um Verzeihung bitten — für uns um Gnaden flehen — er will sogar unsere Seelennahrung sein.

Der Priester nimmt den Heiland jeden Tag in sein Herz auf. Wie das den Heiland freut! Ich zeige das Bild, das den Priester bei der Kommunion darstellt:

Der Priester hält den Heiland in der linken Hand und mit der rechten schlägt er an die Brust. Dreimal betet er

O Herr, ich bin nicht würdig . . .

Bete mit dem Priester und tue, wie er! — Der Priester genießt dann den Heiland — er kommt in sein Herz — die vielen Gnaden. — Heiland und Priester sind nun ganz nahe beisammen vereint. — Diese Vereiniung oder Kommunion ist der 3. Hauptteil der hl. Messe.

Das ahnende Verstehen dieser drei Hauptteile der hl. Messe verlangt eine fortwährende Vertiefung, die ganz besonders wieder lebendig wird in der Weihnachtszeit, — bei der Behandlung des Weihnachtsgeheimnisses — und in der Fastenzeit, in der namentlich die Opferungsidee wieder geklärt wird . . .

In der dritten Klasse geben wir dem Kinde mit Vorteil ein kleines Meßbüchlein mit Bildern in die Hand, wie das v. Schumacher und Götzel: Mein Meßbüchlein, oder auch das v. Bihlmeyer: Das Kind bei der hl. Messe. —

Noch besser mag es sein, wenn wir mit dem Kinde selber ein Meßbüchlein schaffen. Dazu benütze ich die Anschauungsbilder v. Schumacher. — (Preis p. Serie 30—40 Rp. — Verlag Auer, Dornacherstr., Basel.)

An Hand der Bilderserie schaffen wir uns nochmals in die 3 Hauptteile ein und fragen uns:

1. Was tut der Priester?
2. Was tun wir?

Wird der Unterricht auf der Mittel- und Oberstufe in diesem Sinne weiter geführt, wird das Kind lernen, sich mit dem Priester im Gebete zu vereinigen. Es wird die hl. Messe lieben und schätzen lernen, weil es weiß der Heiland selbst kommt und sühnt, dankt und bittet.

H. Scherrer, Lehrerin, Roßrüti.